

Anagarika Dharmapala (jetzt Bikkhu Siri Devamitta Dhammapala)
zur Zeit seines Besuches bei Dr. Dahlke im Buddhistischen Hause.

BUDDHA WORT.

Das künde ich als gut euch an
Soviel ihr hier beisammen seid:
Dem Durste grabt die Wurzeln ab
Wie einer, der das Unkraut sucht
Damit nicht, wie der Strom das Schilf
Mara euch immer neu zerbrech'.
Dhammapada, Vers 337.

Und welchem Durst sollen wir die Wurzeln abgraben? dem Durst nach Sinnlichkeit; dem Durst nach Dasein und Wohlsein; dem Durst, wie er vielköpfig aus dem Nichtwissen entspringt: Der Durst nach Gold, der Durst nach Ruhm, der Durst nach Vorteil; der Durst nach Herrschaft, Sieg, Parteigewinn.

Armselige Toren sind wir mit unseren Wünschen! Was ist das, was wir Volk, Partei, Anhang nennen? — Haufen Sankharas geformt aus dem Wirken früherer Leben. Wie wohl ein Himmelsmeteor, in die Erdatmosphäre eintauchend, aufleuchtet, so tauchst du, aus Unendlichkeiten kommend, in dieser oder jener raßlichen, völkischen, gesellschaftlichen Atmosphäre auf, leuchtest ein Weilchen und verschwindest, um in einer anderen raßlichen, völkischen, gesellschaftlichen Atmosphäre wiederaufzutauchen. Was du Haus, Familie, Vaterland nennst, das sind nur Reibungsflächen, an denen du zur Ichwesenheit hochloderst.

Bedenken wir das! Geduldig und duldsam wollen wir sein und stets bedenken, daß Leben ein Spiel mit vertauschbaren Rollen ist. — Es lohnt nicht an einer Rolle zu fest zu haften.

ÜBUNGEN.

Man beherzige, was der Buddha in der obigen Lehrrede (Majjh. Nik. I, Mulapariyayasuttam / Grundbetrachtung) darlegt. Beschränke man es nicht auf das, was da gesagt ist, sondern wende es an, mach' es nutzbar für die Gegenwart. Das ist ja der Wert einer Wahrheit, daß sie stets und überall anwendbar ist.

Was heißt das: die obige Wahrheit auf unser gegenwärtiges Leben anwenden? — Es heißt in allen Dingen, in allen Dhammas das Bedingte zu sehen. Nichts ist Wert an sich, Ding an sich. Alles ist nur Begriff, und alle Begriffe sind nur gedankliche Ergebnisse aus ständig wechselnden Substraten, etwa wie der Regenbogen ein physisches Ergebnis aus den ständig wechselnden Substraten „Regentropfen und Sonnenstrahlen", etwa wie der Horizont ein imaginäres Ergebnis aus den ständig wechselnden Substraten „Himmelsgewölbe und Erdboden" ist.

So übe man sich, alle diese Werte und Schlagworte, die heute die Menschen erhitzen, in Glut und Wut bringen, nach der Anleitung des Buddha zu betrachten — als das was sie sind: Begriffe, wechselnd nach Form und Inhalt; Gebilde, die der Verständige über die Zunge des Denkens gleiten läßt, bedachtsam merkend: das ist dieser Begriff, so entstanden, so bestehend, so vergehend; das ist jener Begriff, so entstanden, so bestehend, so vergehend.

Von einem solchen wird es heißen: er faßt die Erde unter dem Begriff Erde auf, und hat er Erde unter dem Begriff Erde aufgefaßt, so macht er aus diesem Begriff keine feste Größe, keinen Wert, an dem er sich erfreut, an dem er hängt, auf den er sein Ich bezieht. Und warum nicht? Weil er sie als bedingt erkannt hat, als etwas, dessen Einheitlichkeit nur scheinbar ist, im Begriff liegend, nicht in der Sache.

DER WERT DES BUDDHISMUS.

EIN ZWIEGESPRÄCH.

Laie: Da habe ich neulich ein Buch gelesen, welches alle geistigen Nöte unserer Zeit aus dem Buddhismus kurieren will und allen Ernstes den Vorschlag macht, unsere „schwindende Glaubensreligion“ durch diesen indischen Kult zu ersetzen. Ich denke aber, daß selbst Sie, als Buddhist, die Unmöglichkeit einsehen müssen, eine Lehre, die für andere Zeiten, zum mindesten für andere Kulturen ihre Berechtigung gehabt hat, vielleicht auch noch haben mag, nun auch für den modernen Menschen nutzbar machen zu wollen. Meines Ermessens hat unsere Zeit ihre modernen Leiden und ihre modernen Freuden; ihre modernen Nöte und Hoffnungen. Und die zu befriedigen dürfte ein von einem Menschen aufgestelltes Lehrsystem nicht genügen. Da bedarf es einer höheren Macht, die über allen Zeiten und ihren Beschränktheiten steht.

Buddhist: Ich kann Ihrer Ansicht nicht ganz zustimmen. Daß der Buddhismus nicht nur ein „indischer Kult“ ist, wie Sie soeben sagten, geht schon allein aus der Tatsache hervor, daß er sich, sei es direkt als solcher, sei es in seinen Einflüssen, über ganz Asien erstreckt hat. So kommt es schließlich darauf an, ob der Gedanke, welcher dieser Religion zugrunde liegt, nicht etwas ist, das jenseits aller religiösen und kulturellen Unterschiede liegt, welche Osten und Westen trennen. Es kommt darauf an, ob die Gedanken, welche der Buddhismus verarbeitet, nicht vielleicht so tief sind, daß sie für beide Hälften der Erdkugel passen könnten. Ist dieses der Fall, nun so handelt es sich lediglich darum, den Buddhismus unserem Kulturgebiet und seinen Eigentümlichkeiten anzupassen, ihn zu modernisieren, um ihn auch für uns von heute nutzbar zu

machen. Ich gebe Ihnen als Beispiel den Begriff des „Atoms". Dieser Begriff lebt im wissenschaftlichen Denken seit den Zeiten frühester griechischer Philosophie, zum mindesten seit den Zeiten Demokrits. Hier bildete er freilich nur den Kristallisations- und Ansatzpunkt philosophischer Deduktionen. Aber da es ein Gedanke ist, der oberhalb aller lokalen und zeitlichen Strömungen im Begriff der Wissenschaft steht, so hatten die Physiker der verschiedenen Zeiten nichts nötig, als ihn immer wieder ihren Bedürfnissen anzupassen, das heißt, ihn zu modernisieren.

Laie: Das gestehe ich alles gern zu; aber es fragt sich, liegt auch auf religiösem Gebiet ein Bedürfnis zu derartigen Modernisierungsversuchen vor? Der Physiker mußte seinen Atombegriff ummodeln, wollte er in Übereinstimmung mit den Erfahrungstatsachen bleiben und zu einer einheitlichen Weltanschauung kommen. Aber auf religiösem Gebiet haben wir nur eine Erfahrungstatsache. Das Wunder des Weltdaseins. Dieser Tatsache kann der Menschengeist sich nicht anpassen; sie kann er nur gläubig als solche hinnehmen.

Buddhist: Solange er das wirklich tut, mag ja alles gut sein. Aber das ist ja gerade der große Punkt, wo es heute bei uns hapert. Der moderne Mensch ist nicht mehr aufgelegt, diese Tatsache gläubig als solche hinzunehmen. Er hat zuviel von der Wissenschaft gelernt. Wie die Physik bei den Vorgängen im Weltgeschehen sozusagen hinter die Kulissen sieht, so will man heute dem ganzen Ding „Welt" hinter die Kulissen sehen. Der moderne Mensch ist kein Freund des Glaubens mehr. Die Naturwissenschaft hat Glauben zu einem Atavismus gemacht. Man will verstehen. Glauben ist nicht mehr zeitgemäß.

Laie: Und solch eine Religion des Verstehens, meinen Sie, könnte der Buddhismus uns liefern?

Buddhist: Ja!

Laie: Aber die Karmalehre? Ist sie in ihrer Art nicht gerade so gut ein Glauben wie der Glaube an Seele und Gott?, nur daß ich, und ich hoffe, viele andere mit mir, diesen letzteren Glauben vorziehen.

Buddhist: Die Karmalehre ist keine Glaubenslehre. Man läßt sich immer wieder dadurch irreführen, daß diese Lehre freilich nichts ist, was wissenschaftlich, auf induktivem Wege bewiesen werden kann. Aber deswegen ist sie noch durchaus keine Glaubenssache. Sie ist ein Erlebnis, was der Einzelne an sich selber macht.

Laie: Ich verstehe das vorläufig nicht recht, hoffe aber später etwas Näheres darüber von Ihnen zu hören. Höchstes an einer Religion ist nicht, daß sie den Verstand befriedigt, sondern das Gefühl. Liebe, Glaube und kindliches Vertrauen sind doch die Stichworte höchster Religion.

Buddhist: Solange der Mensch dieses kindliche Vertrauen hat, ist er freilich geborgen wie der Säugling in der Wiege. Aber, wie ich vorhin schon bemerkte, mir scheint, als ob gerade diese Fähigkeit des kindlichen Vertrauens dem modernen Menschen mehr und mehr verloren ginge. Der moderne Mensch will ein Erwachsener sein. Er will, soweit als möglich, sein Lebenskonto selber führen. Er will das Gesetz vom kleinsten Kraftmaß, das er überall von der Natur befolgt sieht, selber in seinem geistigen Leben anwenden: Er will nicht mehr glauben als gerade unbedingt notwendig ist, ja am liebsten möchte er diesen Faktor, der sich so schlecht in eine sachliche Gleichung einstellen läßt, ganz auswerfen.

Laie: Um in den gröbsten Atheismus und Materialismus zu verfallen; um tiefer zu sinken als der blöde Heide, der selbst in seinem Fetisch noch etwas wie einen höheren Halt hat. Ich kenne diese Versuche der

neuen und neuesten Wissenschaft wohl, sich kraft ihres Verstandes eine eigene Religion zurechtzuklügeln. Armselige Toren! Wenn die Stunde wirklicher Anfechtung kommt, werden sie schlecht bestehen.

Buddhist: Wie diese Leute in der Stunde der Anfechtung bestehen werden, das können wir nicht wissen, ist auch wohl nicht gerade unsere Sache, darüber Vermutungen anzustellen. Im übrigen aber stimme ich Ihnen ganz bei, wenn Sie alle diese Versuche, aus wissenschaftlichen Prinzipien heraus eine Religion zu schaffen, erkünstelt nennen. Denn das erste, was man von einer Religion verlangen muß, ist dieses, daß sie w i r k l i c h ist, das heißt, daß sie wirkt. Eine Religion wirkt aber nur dann, wenn aus ihr heraus als innere Notwendigkeit sich eine Moral ergibt.

Laie: Der Mensch glaubt nicht an Gott der Moral wegen, sondern er ist moralisch, weil er an Gott glaubt, glauben m u ß. Mit dem Glauben setzt ja alles geistige Leben des Menschen ein.

Buddhist: Ich muß Ihnen hier abermals widersprechen. Ob das geistige Leben der Menschen mit dem Glauben einsetzt, das dürfte sehr schwer zu entscheiden sein. Es ist vielmehr das Kausalbedürfnis, mit dem alles geistige Leben des Menschen einsetzt. Und das ist meiner Ansicht nach Hauptverdienst der modernen Wissenschaft, daß sie das Kausalbedürfnis geweckt, geschärft, entwickelt hat. An dieser Entwicklung hat die ganze moderne Menschheit mehr oder minder Anteil gehabt. Ja, bis in den fernen Osten spülen die Wogen dieser Bewegung und benagen die alten Glaubensstützen. Bei meinem letzten Aufenthalt in Japan wohnte ich einige Zeit im heilig-schönen Nikko. In der Nähe des Ortes ist ein ziemlich steiler Hügel, auf dessen Spitze in einem kleinen, einfachen Schrein die Gottheit der Wagenkulis und aller derer die von ihrer „Füße“ Ar-

beit leben, thront. Alle diese Leute pilgern fleißig zu diesem Tempelchen hinauf und opfern dort ihre abgelegten Sandalen, wobei sie natürlich das Gebet um weitere kräftige Fußknöchel anschließen. Mein Hotelwirt, der mir dies erzählte, fügte als modern angehauchter Geist mit überlegen-pfiffigem Lächeln hinzu: „Natürlich, wenn sie oft dort hinaufpilgern, so müssen ihre Fußknöchel schon allein durch den Marsch sich kräftigen." Die Tatsache des kindlichen Glaubens behagte diesem Rock-Hose-bekleideten Gentleman nicht mehr. Mit dem Kimono hatte er die Naivität seiner Väter abgeworfen. Er wollte nicht mehr blind glauben; er verlangte Gründe. Das erste Erfordernis einer modernen Religion ist, daß sie den Verstand, das Kausalbedürfnis befriedigt.

Laie: Also der Monismus?

Buddhist: Bitte, lassen Sie mich nur ausreden. Daß sie aber dieses Kausalbedürfnis wirklich befriedigt hat, dafür ist das der einzige Beweis, daß sie auch mit innerer Notwendigkeit eine Moral aus sich ergibt. Das tut der moderne Monismus nicht, und darum ist er trotz aller scheinbaren Befriedigung, die er dem Verstande bietet, wertlos.

Laie: Wenn ich Sie nun fragen würde: „Gibt es denn überhaupt eine solche Religion, welche den Verstand befriedigt und zugleich eine wirkliche Moral liefert?", so weiß ich vorher, daß Sie antworten werden: „Ja, solche Religion gibt es! Es ist der Buddhismus."

Buddhist: Sie haben recht! Das würde ich allerdings antworten. In der Karma-Lehre liegt einerseits höchster Abschluß aller Denktätigkeit und andrerseits höchste Moral.

Laie: Ich verstehe nicht genug vom Buddhismus, um Ihre Behauptung würdigen zu können. Und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ich habe auch gar kein

Interesse daran, so viel von ihm zu verstehen, einfach weil ich ihn nicht brauche. Ich trinke volle Befriedigung aus einem anderen Born. Aber damit komme ich auf den Beginn unserer Unterhaltung zurück. Ich behaupte nach wie vor, ein Bedürfnis für einen Ersatz unserer christlichen Religion liegt gar nicht vor. Ich gestehe Ihnen zu, das religiöse Gefühl unserer Zeit zeigt einen selten erreichten Tiefstand. Und wie ein ungewöhnlicher Tiefstand des Meeres allerhand nie gesehene Gegenstände auf dem trockengelegten Boden zeigt, so zeigt auch der zur Zeit herrschende religiöse Tiefstand der Menschheit allerhand niegesehene Untugenden und Laster. Aber, wie mein Vergleich Ihnen schon zeigt, ich halte das religiöse Leben der Menschheit für einen Ozean, der ebbt und flutet. Heute befinden wir uns in einer Ebbezeit. Aber das bedeutet für mich kein Versiegen, sondern den Vorläufer einer Flutzeit. Wie man den Winter einen Vorfrühling nennen kann, so nenne ich diese jetzige Öde des religiösen Lebens einen Vorfrühling, und wohl dem, der lange genug lebt, um das neue Sprossen und Grünen erblicken zu können. Hat die Welt jetzt zu glauben verlernt, so wird auch eine Zeit kommen, wo sie es wieder lernen wird.

Buddhist: Würden Sie Glauben so verstehen, wie ich ihn verstehe, so würden Sie die Unmöglichkeit derartiger Hoffnungen einsehen. Glaube, der einmal geschwunden ist, kann so wenig wieder ins Leben kommen, wie Asche brennen kann. Im übrigen, wenn ich Ihnen auch vorläufig zustimme, so gilt Ihre Behauptung doch nur für den Teil der Menschheit, der glauben kann. Was aber mit denen, die überhaupt nicht glauben können; deren Glaube überhaupt nicht abnehmen und schwinden kann, weil sie nie welchen besessen haben! Auch diese Menschen haben, wenn sie überhaupt denken, ein religiöses Bedürfnis, das befriedigt werden will.

Da es aber naturgemäß aus den Glaubensreligionen bei ihnen nicht befriedigt werden kann, so verlangen solche Geister andere Quelle, andere Hilfsmittel.

Laie: Nicht glauben können?! Ich muß staunen! Weshalb nicht glauben können? Der Glaube ist doch die natürlichste Sache von der Welt, sozusagen die Notwendigkeit. Er ist eben das gestillte Kausalbedürfnis, das die Wissenschaft auf tausend Wegen zu stillen sucht und dabei nur immer heftiger anfacht. Im Grunde genommen stehen wir Gläubigen gar nicht außerhalb der Wissenschaft. Nein! Der Glaube ist die wahre Erfüllung der Wissenschaft, und es ist die Aufgabe genügend gebildeter Gläubigen, dieses den Menschen immer eindringlicher und deutlicher zu zeigen. Wie wäre es sonst möglich, daß Männer, welche die Wissenschaft zu ihren größten zählt, ein Newton, ein Leonhard Euler und viele andere, von Herzen gottgläubige Männer gewesen wären? Ist ein Mensch Wissenschafter und Gottgläubiger in einem, so heißt das nicht, daß er fähig ist, die Gegensätze zu tragen — das ist Torheit; denn der Mensch ist ein Einiges —, sondern das heißt, daß Glauben und Wissenschaft im tiefsten Grunde zusammenstoßen, es fragt sich nur, welches der beiden das umfassendere ist. Und da sage ich: der Glaube! Denn aus der Wissenschaft weisen tausend Wege, weist jedes ungelöste und unlösbare Problem zum Glauben hin, aus dem Glauben aber führen keine Wege zur Wissenschaft. Die Wissenschaft bedarf des Glaubens, sie rennt sonst in jedem Augenblick auf den Sand. Der Glaube aber bedarf der Wissenschaft nicht. Ihm ist das ganze Weltgeschehen ein majestätischer Strom göttlichen Waltens. Ihm wird das ganze Weltgeschehen begreifbar in der einen großen Unbegreifbarkeit: Gott! Glaubt der Mensch dieses eine, so versteht er alles andere. Vom Gemüt aus wird auch der Verstand befriedigt.

Buddhist: Das ist so, als wenn der Karren den Ochsen zieht.

Laie: Wie soll ich das verstehen?

Buddhist: Halten Sie dafür, daß Glauben auch in das Bereich des Vernunftgemäßen gehört?

(Fortsetzung folgt.)

IST DER BUDDHIST SELBSTSÜCHTIG?

Einer der häufigsten Einwürfe bzw. Vorwürfe, dem man bei der Vorstellung des Buddhismus begegnet, ist dieser:

„Der Buddhist wirft dem Christen vor, daß er gut handele aus Rücksicht auf das seiner harrende Ewige Leben in Gott. Gutes tun aus diesem Grunde sei Selbstsucht. Er selber aber, der Buddhist handelt doch genau ebenso selbstsüchtig, wenn er gut handelt aus Rücksicht auf eine gute Wiedergeburt. Das heißt doch: gut handeln nicht um des Gutes willen, sondern um des eigenen Selbst willen."

Dieser Einwurf erscheint freilich berechtigt und genügt dem halben Kenner des Buddhismus, um den letzteren abzutun; in Wahrheit ist dieser Einwurf ganz unberechtigt und zeigt völliges Verkennen der buddhistischen Eigenart.

Selbstsucht ist naturgemäß das, was der Name sagt: Irgendeine Sucht, irgendein Verlangen, Streben, Bedürfnis im Dienste des Selbst, im Dienste der Erhaltung des Selbst. Selbstsucht ist notwendig immer verbunden mit der Idee der Erhaltung des Selbst. Guttun im Sinne des Buddhismus dient aber nicht der Erhaltung des Selbst, sondern dem Loskommen vom Selbst. Es handelt sich beim Buddhisten ja gar nicht um ein Selbst, das gereinigt und veredelt werden muß,

sondern um ein Selbst, das abgearbeitet, abgetragen, aufgelöst werden muß. Selbstsucht ist hier nicht eine Eigenschaft, die der Mensch h a t und die sozusagen nur eine Verunreinigung, einen Flecken auf dem Glanz des lichten „Selbst“ darstellt, sondern in buddhistischer Einsicht i s t der Mensch Selbstsucht selber, und frei werden von der Selbstsucht heißt hier nicht: in sich selber von der Selbstsucht genesen und zu einem reinen, selbstsuchtfreien Ich zu kommen, sondern es heißt im ernstesten und strengsten Sinn vom eigenen Selbst, von sich selber frei werden.

Gutes tun ist ein Symptom. Jedes Symptom ist vieldeutig, und es ist eben ein ander Ding, ob man Gutes tut im Sinne der Verselbstung wie der Christ, oder im Sinne der Entselbstung wie der Buddhist. Im letzteren Fall noch von Selbstsucht zu reden, hat keinen Sinn.

Überhaupt, hat man den Buddhismus recht begriffen, so begreift man auch, daß hier jede Möglichkeit für Zwecke, für ein Um-zu fortfällt. Der Buddhist handelt nicht gut, um etwas Besseres dafür wiederzugewinnen; er gibt nicht sich selber auf, um sich selber in ewiger Form wiederzugewinnen, sondern er gibt sich selber auf, weil er weiß, daß das „Los vom Selbst“ möglich ist und damit auch zur Notwendigkeit wird. Er weiß, daß dieses „Los vom Selbst“ Erfüllung innerster menschlicher Daseinsbedingungen, Erfüllung letzter Möglichkeiten ist. Dasein ist eben so beschaffen, daß es kein Ziel möglich macht, um dessen willen man da ist; Dasein ist eben so beschaffen, daß es, recht begriffen, dem Ende, dem Aufhören zugeht, demgegenüber ein „Um-zu“ so wenig paßt, wie der verlöschenden Flamme gegenüber. Die Flamme brennt nicht, um zu verlöschen, sondern sie verlöscht, weil das ebenso in ihren Daseinsbedingungen gegeben ist. Für eine Seele, wie der Glaube sie sich erglaubt, wäre Dasein freilich das Natürliche,

eben weil das Notwendige, und Leben, um zu einem höheren Leben zu kommen, eine Folgerichtigkeit. Bei der Flamme, bei dem Leben, als flammenartiger Vorgang begriffen, ist Dasein nicht das Natürliche, eben weil es nicht das Notwendige ist. Hier ist Dasein eben das Künstliche, das künstlich Unterhaltene, und Aufhören des Daseins ist letzte und höchste, tiefste und innerste Erfüllung der Daseinsbedingungen. Der Buddhist läßt nicht los, um loszulassen — dadurch würde er sich ja selber ein Bein stellen und sich eine neue Daseinskette schmieden, feiner als alle anderen. Loslassen um des Loslassens willen, das heißt Nichtwollen um des Nichtwollens willen, womit man dem Wollen verfallen wäre, schlimmer als zuvor. Denn Wollen ist nun einmal so beschaffen, daß auch Nicht-Wollen Form des Wollens ist. Wollen hat keinen Gegensatz; entweder es ist da, oder es ist nicht mehr da.

Der Buddhist übt Nichtwollen nicht, weil er nicht mehr wollen will, sondern weil er nicht mehr wollen kann: Sein Denken, seine neue Einsicht, sein neugeborener Wirklichkeits-Sinn machen ihm jegliches Wollen, sei es als Wollen, sei es als Nichtwollen, unmöglich.

Jede Stellungnahme gegenüber der Wirklichkeit, sei es in optimistischem, sei es in pessimistischem Sinn, wird damit unmöglich. Der Buddhist ist nicht Optimist, er ist nicht Pessimist: er ist Wirklichkeitler, d. h. Wirklichkeit selber und intuitiv in sie, d. h. in sich selber einschnellend erschöpft er ihre letzte Möglichkeit: die Aufhebbarkeit in sich selber — nicht weil er sie will, sondern weil er sie als diese letzte Möglichkeit erkannt hat.

Was für das Ende gilt, das gilt auch für die Vorstufen. Ist der Buddhist wirklich ein solcher, so handelt er gut, nicht um der guten Wiedergeburt willen — davor warnt der Buddha immer wieder —, sondern er handelt

gut, weil seine neue Einsicht ihn zwingt, gut zu handeln, wobei dann die gute Wiedergeburt als notwendiges Ergebnis sich einstellt, wie der blaue Himmel, wenn die Wolken sich verteilen, oder wie das Behaglichkeitsgefühl, wenn man genügend gegessen hat. Wie man nicht ißt um dieses Behagens willen, sondern als Erfüllung natürlicher Daseinsbedingungen, so steht das Guthandeln des Buddhisten nicht im Dienst künftigen Behagens, sondern im Dienst natürlicher Daseinsbedingungen, zu denen freilich eine gewisse Höhe der Einsicht gehört, um sie als solche zu erkennen.

Der Tatsache entsprechend, daß es nicht der Verselbstung, sondern der Entselbstung dient, ist auch das Gut-tun des Buddhisten beschaffen. Für den Buddhisten, der nicht glaubt, sondern erlebt, und dem im Erleben jede Möglichkeit eines Seelenglaubens schwindet, gibt es weder eine Wahrheit an sich noch ein Gutes an sich. Wahrheit ist ihm nichts als Aufhören des Nichtwissens, und das Gute nichts als Lassen des Schlechten. Lassen des Schlechten aber ist nichts als Lassen meiner selbst, Stück für Stück, Faden für Faden, solange bis es endgültig zerfasert, zerstäubt, verloschen ist.

Hat man das Gut-tun des Buddhisten und seine Motive so verstanden, nun so bleibt für Selbstsucht kein Raum, keine Möglichkeit mehr.

DIE BUDDHISTISCHEN TEXTE.

Sie heißen im ganzen zusammengefaßt das Tipitaka (Dreikorb). Die drei Körbe sind:

1. Der Vinaya (das Buch der Ordnungen und Vorschriften).
2. Die Suttas (das Buch der Lehrreden).

3. Der Abhidhamma (das Buch der höheren Lehre, die Philosophie des Buddhismus).

Von diesem Ganzen ist durchaus nicht alles Buddha-Vacana = Buddha-Wort;

im Vinaya ist wohl nur ein Teil als echtes Buddha-Wort anzusprechen, vor allem der Eingang des Mahavagga, des Großen Kapitels; das Drama von Uruvela und die nächst anschließenden Erlebnisse schildernd.

Das Sutta-Pitaka zerfällt in die fünf *Nikayas* (Sammlungen):

1. Die *Lange Sammlung* (Digha-Nikaya).
2. Die *Mittlere Sammlung* (Majjhima-Nikaya).
3. Die *Gegliederte Sammlung* (Samyutta-Nikaya).
4. Die *Gereihte Sammlung* (Anguttara-Nikaya).
5. Die *Kleine Sammlung* (Khuddaka-Nikaya).

Die *Lange Sammlung* besteht aus 34 meist sehr ausgedehnten Lehrreden. Für sie, wie für die ganzen Nikayas gilt, daß die zahlenmäßige Ordnung mit der zeitlichen Aufeinanderfolge nichts zu tun hat. Manche der letzten Reden sind sicher apokryph.

Die *Mittlere Sammlung* besteht aus 152 Lehrreden mittlerer Länge. Sie ist der Kern des Kanon und Blüte zugleich.

Die *Gegliederte Sammlung* ist in einzelne Samyuttas, Gliederungen, Zusammenfassungen geteilt, diese wieder in Vaggas, Kapitel.

Die *Gereihte Sammlung* ist in 11 Bücher, Nipatas (Gefälle) gereiht, vom Einerbuch bis zum Elferbuch, die auch wieder in Kapitel, Vaggas geteilt sind.

Gegliederte wie gereihte Sammlung gehören trotz ihres zusammengewürfelten Charakters und trotz der ermüdenden Wiederholungen sicherlich zu den wichtigsten und echtesten Teilen des Kanon.

Die *Kleine Sammlung* enthält 15 einzelne Bücher, am bedeutendsten davon ist

das Dhammapada (der Pfad der Lehre) und
der Sutta-Nipata (der Reden Gefälle). Ferner
das Udana (Buch der Aussprüche) und
die Theragata und Therigatha (Lieder der Mönche und Nonnen).

Außerdem manche apokryphe Sachen, z. B.
die Jatakas (die Wiedergeburtsgeschichten des Buddha).

Der dritte Korb
das Abhidhamma-Pitaka ist meiner Ansicht nach ganz apokryph. Es ist die Scholastik des Buddhismus.

DARLEGUNG DER PRINZIPIEN DER HOMÖOPATHIE.

Von Dr. DAHLKE, prakt. Arzt in Berlin.

Einleitung:

Nachfolgende Schrift ist für den denkenden Teil der medizinischen Jugend bestimmt und einem Gegenstand gewidmet, über welchen an den Universitäten entweder gar nicht oder nur in Schmähungen geredet wird, einem Gegenstande, welcher infolge eines Zusammentreffens unglücklicher Umstände für den Schulmediziner eine Terra incognita bleibt, trotzdem am Krankenbette die Vertreter beider Richtungen oft und hart genug aneinanderstoßen. Das größte Wunder ist, um mit Buddha zu reden, die Belehrung, durch die ein Ungläubiger in einen Gläubigen, ein Nichtwissender in einen Wissenden verwandelt wird. Es wäre vermessen, dieses „Größte Wunder" von unserer Schrift zu erwarten. Aber vielleicht, daß sie einen oder den andern von Ihnen zum Nachdenken, zum Zweifeln anregt, zu jenem Erstaunen,

welches Plato den Anfang aller Philosophie nennt. Das wünschen wir aus vollstem Herzen.

Drei Säulen tragen das Gebäude unserer Lehre. 1. Das „Similia similibus curantur", als der Mittelpunkt des Ganzen. 2. Die Arzneiprüfung am Gesunden, als die Prämisse von Nr. I. 3. Die Dosenlehre als die Folgerung aus Nr. I.

Das Gesetz, daß Ähnliches durch Ähnliches geheilt wird, ist nichts von dem Stifter der Homöopathie Ausgedachtes. Seit vielen Jahrhunderten geahnt, finden sich seine Spuren in der Literatur bald deutlicher, bald verwischter. Die hierher gehörigen Aussprüche einzeln anzuführen, würde den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten; aber tatsächlich würde von Hippokrates an kaum einer der führenden Geister in dieser Sammlung fehlen.

So lag der Zunder von Jahrhunderten her aufgehäuft und harrte des belebenden Funkens.

Da begab es sich, daß gegen das Jahr 1790 der Dr. Samuel Hahnemann, ein bei seinen Zeitgenossen hochgeachteter Arzt, angeregt durch gewisse Angaben in Cullens Materia medica, Selbstversuche mit der China anstellte. Als Resultat dieser Selbstversuche ergab sich ein wechselfieberartiger Zustand. Die China hatte Krankheitsbeschwerden hervorgerufen, denen ähnlich, für welche sie als das spezifische Heilmittel galt. Diesen diskreten Wink der Natur, nur dem Auge des Bevorzugten bemerkbar, benutzte Hahnemann in, man kann nur sagen, genialer Weise. Dieses eine unscheinbare Faktum wurde für ihn zum Samenkorn, aus welchem im Laufe der Jahre der gewaltige Baum der homöopathischen Arzneimittellehre emporwachsen sollte.

Es tauchte in seinem Gehirn der Gedanke auf: ist

dieses Faktum der Verallgemeinerung, ja noch mehr der Nutzanwendung auf die Therapie fähig?

Belege aus der Literatur, mit großem Fleiß gesammelt, lieferten die nächsten Anhaltspunkte. Gewißheit für den Satz, daß eine Arznei diejenigen Erscheinungen am Kranken fortnimmt, die sie am Gesunden hervorruft, konnte nur durch die Anwendung, durch die Probe am Krankenbett erzielt werden. Die notwendige Vorbedingung für letztere waren möglichst umfassende Arzneimittelprüfungen am Gesunden. Auch dieser Gedanke war nicht neu. Bereits Haller hatte die Prüfungen an Gesunden empfohlen, Störck solche Prüfungen ausgeführt, aber es fehlte das geistige Band, welches den Konnex vermittelte mit der Therapie. Durch Hahnemann erst wurde die Arzneiprüfung an Gesunden zu einem der notwendigsten Ingredienzien einer rationellen Arzneimittellehre erhoben. Mit einem Eifer, wie ihn nur das beglückende Bewußtsein geben kann, der Vorkämpfer einer großen Wahrheit zu sein, ging Hahnemann daran, sich diese neue Waffe zum Kampf gegen die Krankheiten zu schmieden. Alles neu von Grund auf, nicht nur die Waffe selber, nein, neu auch der Hammer, neu der Ambos, neu sogar die Glut.

Die Resultate dieser, über eine lange Zeit fortgesetzten und an einer großen Reihe von Personen angestellten Arzneiprüfungen hat er uns in zwei ehrwürdigen Werken hinterlassen, der reinen Arzneimittellehre und den chronischen Krankheiten.

Wie die beiden genannten Werke die Grundlage für die Praxis, so bietet das, im Jahre 1810 unter dem Motto „aude sapere“ erschienene Organon der Heilkunst die Grundlage für die Theorie unserer Lehre. Die in ihm enthaltenen Grundgedanken sind folgende: Von der Krankheit ist nichts erkennbar als die Symptome,

welche sie hervorruft; die Krankheit besteht für den Arzt in der Summe ihrer Symptome. — Hier rufen wir dem Leser ein Halt! zu, damit er in Ruhe das würdige, was diese Worte enthalten; es ist etwas Großes und ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß das, was sie enthalten, den großen Geistestaten aller Zeiten würdig an die Seite zu setzen sei. Diese Einsicht und der zwischen ihr und der Therapeutik hergestellte Kontakt sind die unser System beleuchtenden Blitze des Genies. Aber weiter! Ist die Summe dieser Symptome hinweggenommen, so ist damit auch die Krankheit hinweggenommen, der Körper in den Zustand der Gesundheit zurückgeführt. Die Arzneien wirken nur dadurch, daß sie Befindens-Veränderungen, Symptome im Menschen hervorrufen. Diese Symptome, welche die Arzneien hervorzurufen vermögen, können nur durch Einwirkung auf den Gesunden erkannt werden, und die Kraft der Arzneien, Krankheiten zu heilen, kann nur nach den Resultaten dieser Einwirkung auf den Gesunden beurteilt werden. Die Erfahrung am Krankenbette zeigt nun ganz unwiderleglich, daß Krankheiten am schnellsten und sichersten geheilt werden von solchen Arzneien, welche der Krankheit ähnliche Symptome am Gesunden hervorrufen, das Heilvermögen der Arzneien also auf der Ähnlichkeit ihres Symptombildes mit dem der Krankheit beruht. Da demnach der Erfolg der nach homöopathischen Grundsätzen eingeleiteten Kur dadurch bedingt wird, daß beide sich in möglichst vollständiger Weise decken, so ist damit die Notwendigkeit gegeben, beide, die Krankheits- wie die Arzneibilder sich in umfassendster Weise zu eigen zu machen, die letzteren durch sorgfältige, auf alles achtende Prüfungen am Gesunden, die ersteren durch ein Krankenexamen, wie es in dieser Vollständigkeit noch nie vor ihm und nie mehr nach ihm verlangt worden ist, ein Kranken-

examen, von dem er selber mit vollem Recht sagen konnte: „Es erfordert besondere Umsicht, Bedenklichkeit, Menschenkenntnis, Behutsamkeit im Erkundigen und Geduld in hohem Grade.“

Der homöopathische Arzt verschmäht bei der Krankenuntersuchung nicht das Objektive, die Ergebnisse der Auskultation und Perkussion, die Ergebnisse der Mikroskopie und Uroskopie, im Gegenteil er sucht die Ergebnisse dieser Untersuchungen dem Grund und Endzweck alles ärztlichen Handelns, dem Heilen dienstbar zu machen mit Hilfe unseres leitenden Gesetzes, des Similia similibus curantur; aber durch Hahnemann ist ein, bis dahin stets vernachlässigter Faktor in seine wahren Rechte eingesetzt worden; ich meine das subjektive Symptom, die subjektiven Empfindungen des Kranken bis in ihre feinsten Nüancierungen, die Erscheinungen von seiten des Gemütslebens, die verbessernden und verschlechternden Umstände in den Krankheitssymptomen, fremdartig für den Uneingeweihten, aber von unersetzlichem Wert. Die Verwendung der zartesten Empfindungen des erkrankten Organismus zu therapeutischen Zwecken ist wie ein glänzendes Gestirn, welches Hahnemann am medizinischen Himmel seiner Zeit aufgehen ließ, das auch heute noch in ungeschwächter Intensität weiterglüht, dessen Influenz in ihrer vollen Segenskraft freilich nur derjenige fühlen kann, der es wagt, sich ihm rückhaltlos zuzuwenden. Diese eigenartige Ausdehnung des Krankenexamens war geboten, weil die Vergleichung mit dem am Gesunden erhaltenen Prüfungsbild es erforderte; sie war natürlich bei jemandem, der lehrte, daß von der Krankheit mit Sicherheit nichts weiter zu erkennen ist, als die Summe ihrer Symptome, für den also mit der Summe der gefundenen Symptome die Sicherheit des Erkennens wachsen, die Erkenntnis sich vertiefen, die Heil-

erfolge steigen mußten. Sie war folgerichtig bei jemandem, der den Mut gehabt hatte, die durch den Gebrauch geheiligten Krankheitsnamen zu verwerfen, der lehrte, jeden Krankheitsfall als etwas völlig Neues, noch nicht Dagewesenes zu betrachten, als ein selbständiges Individuum, dem in der Welt der Arzneikörper ein ebenso selbständiges Individuum entspräche, der dadurch etwas erschuf, was an Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit nur einer Welt verglichen werden kann, etwas erschuf, was den Arzt zu einem Heilkünstler erhob, jede Silbe dieses Wortes in ihrer wuchtigsten und erhabensten Bedeutung gefaßt.

Allerdings auch hier mahnt uns die Stimme der Jahrhunderte; das Wort des Heros Paracelsus, wenn er lehrt, jede Krankheit als einen besonderen Menschen zu betrachten, tönt an unser Ohr, aber dumpf und dämmerig gleich einem Naturlaut, während die Gedanken unseres Lehrers mit klingender Klarheit uns gegenüber treten, glänzend im Sonnenschein einer keine Kritik scheuenden Logik, angetan mit dem untrüglichen Kennzeichen der Wissenschaftlichkeit, worunter ich die Möglichkeit verstehe, einen bestimmten Versuch unter gegebenen Bedingungen mit dem gleichen Erfolge immer und immer wiederholen zu können, vorausgesetzt, daß der Arzt und Experimentator das Mahnwort Hahnemanns beherzigt: Machts nach, aber machts genau nach.

Wenn ich kurz anführe, daß die Homöopathie nur einfache Mittel verwendet, so sage ich etwas, was sich nach den obigen Auseinandersetzungen fast von selbst versteht, was aber wohl wichtig genug wäre, ausführlicher abgehandelt zu werden, wenn der Raum es nicht verböte.

Mit dem Gesetz, daß eine Arznei diejenigen krankhaften Erscheinungen beseitigt, die sie am Gesunden hervorruft, war gleichzeitig ein Anhaltspunkt für die

Arzneidosis gegeben. Tatsache ist, daß unsere Arzneidosen wesentlich, zum Teil unendlich viel kleiner sind, als die der Allopathen, erstens weil die Gabe mindestens so bemessen sein muß, daß sie sicher nicht mehr imstande ist, etwas von den Erscheinungen hervorzurufen, die sie im vorliegenden Fall gerade heben soll; zweitens weil die, nach unserem Gesetz gewählte, für den vorliegenden Fall das Simillimum bildende Arznei in ganz spezifischer Beziehung zu den erkrankten, in erhöhter Reizbarkeit befindlichen Teilen des Körpers steht; drittens ist es eine, durch tausendfältige Beobachtung unumstößlich gewordene Tatsache, eine Tatsache, die wir ebenfalls Hahnemanns Scharfsinn verdanken, daß eine große Reihe von, im Urstoff ganz oder fast ganz indifferenten Körpern, z. B. Kochsalz, Kieselerde, Kalk, Kohle usw. durch eine zweckentsprechende Art der Verteilung erst zu ihrer vollen Wirksamkeit gegenüber dem menschlichen Organismus gelangen. Diese Verteilung wurde daher von Hahnemann Potenzierung, Kraftentwicklung genannt und besteht darin, daß man den betreffenden arzneilichen Körper einem bestimmten Quantum eines unarzneilichen Stoffes (Wasser, Milchzucker, Alkohol) in möglichst gleichmäßiger Verteilung, herbeigeführt durch Verreiben oder Schütteln, einverleibt. Wie weit man in diesem Prozeß des Verdünnens, Potenzierens vorgehen soll, darüber wird jedem Forschung und Erfahrung die richtigen Wege zeigen. Aber es steht zu hoffen, daß jemand, der den Mut gehabt hat, mit den Satzungen der Schulmedizin zu brechen, auch in diesem Punkt, unbeeinflußt von vorgefaßten Meinungen, die nackten Tatsachen ihre Sprache reden lassen und dieser Sprache ein unparteiisches Ohr leihen wird. Jedenfalls ist es unsere ernsthafte Ansicht, daß die Dosenfrage niemand in seinem Entschluß, sich der Homöopathie zuzuwen-

den, wankend machen darf. Sie ist keine unserer Hauptfragen und mehr zu einem Streitobjekt intra muros geworden. Wie der Tonkünstler sein Instrument ausnutzt vom höchsten bis zum tiefsten Ton, so wir unsere Gabenskala von der höchsten bis zur niedrigsten Verdünnung, und wir behaupten kühnlich, daß jemand derbe, massive Dosen verwenden und doch streng auf der Basis unseres Gesetzes stehen kann.

Ich weiß, daß mit dieser Frage des Potenzierens der Arzneien, der Kraftentwicklung durch scheinbare Verdünnung einer der strittigsten Punkte berührt wird. Aber wie die Natur mit den Spuren unseres Grundgesetzes, des Similia similibus curantur bevölkert ist, so mehren sich auch die Anzeichen, daß die Beweise für die Wirksamkeit infinitesimaler Dosen hinfort nicht allein mehr aus unseren Krankengeschichten geholt werden dürfen, sondern daß auch physikalische, chemische, biologische Laboratorien in Zukunft tüchtige, wenn oft auch unfreiwillige Helfer im Streit sein werden. Darum: aude sapere! (wage es, weise zu sein.)

INDISCHE KULTUR UND REISEBILDER.

(2. Fortsetzung.)

Alle Nachmittage nach Beendigung des Schulunterrichts war Wagiswara mit dieser Ausbildung der jungen Mönche beschäftigt. Er tat dieses, obwohl er selbst ein armer Mann war, unentgeltlich: In Ceylon gilt es heute noch als Schande, für Unterricht in der Religion Geld zu nehmen.

Mehrmals war ich bei diesen Lektionen anwesend. Im Gänsemarsch traten die Schüler ein, alle nach Mönchsvorschrift kahl geschoren und in die gelbe Toga eingehüllt. Jeder trug sein Manuskript, in eine Art Schnupf-

tuch gehüllt, bei sich. Schweigend, mit jener vorsichtigen Höflichkeit, wie sie dem Orientalen eigen ist, nahmen sie in einer Reihe Platz. Wagiswara saß auf einer Art Ruhebett ihnen gegenüber. Er war nackt bis auf die Hüften, und das lange, schwarze Haar, das er sonst in einem Knoten aufgeschürzt trug, entsprechend singhalesischer Sitte, fiel heute aufgelöst in langen, fettglänzenden Strähnen auf die Schulter herab. Als ich eintrat, ließ er sich von seinem Söhnchen ein Handtuch reichen, welches er in Ermangelung einer besseren Bedeckung um die Schultern legte. Ich vermute, daß das weiße Baumwolljacket, welches er sonst trug, in der Wäsche war. Im übrigen ließ er sich in seiner mehr als bequemen Position nicht stören.

Es scheint in Ceylon Sitte zu sein, daß der Lehrer es sich beim Dozieren so behaglich wie möglich einrichtet, und in den Klöstern habe ich sie manchmal mehr liegend als sitzend ihre Lektionen erteilen sehen. Da auch die Schüler nicht gerade übertrieben stramm dasitzen und der Text der heiligen Schriften immer in gleichmäßig singendem Ton hergesagt wird, so steht solch eine buddhistische Schule in ziemlich auffallendem Kontrast zu den unsrigen.

Hier in unserem Fall las der Schüler Satz für Satz den Pali-Text; Wagiswara gab die singhalesische Übersetzung, die der Schüler seinerseits wiederholte, alles in jenem seelenlos singenden Ton, der auf den Inhalt des Gelesenen nicht die mindeste Rücksicht nimmt.

Dieser Unterricht nahm fast den ganzen Nachmittag in Anspruch, ab und zu wohl einmal durch eine Krankenkonsultation unterbrochen; denn Wagiswara war gleichzeitig ärztlicher Berater für Payagala und Umgebung. Er schien unter seinen Kollegen ein ziemliches Ansehen zu genießen, weil er, als des Englischen mächtig,

sich mit der modernen Medizin einigermaßen vertraut gemacht hatte.

Der Abend war die zum Arbeiten mit mir reservierte Zeit. Gleich nach Sonnenuntergang, der hier gegen 6 Uhr eintritt, nahm ich mein aus Brot und Obst bestehendes Abendbrot zu mir. Dieses Brot ließ mein gefälliger Wirt aus Kalutara, dem nächsten größeren Ort, für mich kommen. Die Singhalesen essen gewöhnlich kein Brot, der Reis ersetzt ihnen alles. Ihre sämtlichen Mahlzeiten bestehen in Reis, entweder als gekochter Reis mit dem Kurry (eine scharfe Sauce), oder als Reisfladen, wie sie in den Läden käuflich sind.

Nach beendetem Abendbrot, die Dunkelheit war dann mittlerweile völlig hereingebrochen, nahm ich der Regel nach auf der Veranda des kleinen Bungalow Platz und genoß die Ruhe der Nacht. Meist war ich allein, weil mein Wirt, sobald sein Dienst beendet war, Bekannte im Dorf besuchte. Das Dorf selber lag außerhalb Hör-, aber nicht außer Sehweite. In der tiefen Stille ringsum hörte man nur das leise Atmen des Meeres oder das schläfrige Rauschen der Kokospalmen, die wie träumend im Mondschein standen. Mächtige Fledermäuse huschten geräuschlos und blitzschnell hin und her. Aus weiter Ferne sandte in regelmäßigen Intervallen ein Leuchtturm seine Strahlen durch die Stämme hindurch. Bisweilen wurde vor einer der Hütten im Dorf ein Feuer angezündet, und die auflodernde Flamme verwandelte den Palmenwald ringsum in die Säulenhalle einer gotischen Kirche. Selten habe ich nächtliche Ruhe und Einsamkeit so genossen wie hier.

Gegen 8 Uhr erschien dann Wagiswara. Wenn er so ganz weiß gekleidet, lautlos herankam, war er einem Gespenst nicht gerade unähnlich. Er trug stets blendend weißes Jacket und Lendenschurz. Das in einen Knoten aufgesteckte Haar war der Landessitte gemäß

mit dem Schildpattkamm geschmückt, die Füße waren nackt. Mit einem höflichen „good evening, doctor!" trat er auf die Veranda, und wir begannen dann sofort unsere Lektionen. Den ersten Teil des Abends sprachen wir über schwierige Punkte in der buddhistischen Doktrin, die er mir oft durch moderne Gleichnisse und durch Zitate aus dem Kanon erläuterte. Darnach übersetzten wir aus dem Pali. Manchmal war Mitternacht vorüber, ehe wir Schluß machten.

Um sich die Mühen des Unterrichtens nach Kräften zu erleichtern, rauchte Wagiswara eine kleine Pfeife, zu deren Instandhalten er eine Unmasse Streichhölzer verbrauchte. Da wir hier ohne Diener waren und ich das Ausfegen meines Zimmers selber besorgte, so hatte ich alle Morgen aufs neue Gelegenheit, über diesen Konsum zu staunen.

Das Rauchen war hier nur Ersatz für etwas Besseres. Das allgemeinste Genußmittel Ceylons, wie ganz Süd-ost-Asiens ist der Betel. Betelkauen ersetzt gewissermaßen Tabakrauchen und Alkoholtrinken. Es wird als der Gesundheit sehr zuträglich angesehen, färbt aber die Zähne häßlich schwarz und gibt einen reichlichen, blutroten Speichel, der alle Augenblick in scharfem Strahl herausgespritzt wird. Jede Hütte hat daher ihren Betel-Spucknapf. Er gehört mit zu den unentbehrlichen Gegenständen. Derselbe hat die Form eines mehr oder minder großen Topfes, meist aus Metall hergestellt, der sich nach oben zu verjüngt und dann noch einmal kräftig ausladet, um so den Kauenden die Sache nach Kräften zu erleichtern. Betel wird gekaut von Jung und Alt, Hoch und Niedrig. In den elendesten Dörfern, in denen keine Nahrungsmittel zu haben sind, wird immer etwas Betel käuflich sein. Dieser Genuß ist auch den Mönchen erlaubt, und nirgends vielleicht wird Betel so unmäßig genossen wie in manchen Klöstern Ceylons.

Da die Mönche nach dem Mittag keine Nahrung mehr zu sich nehmen dürfen, so dient es hier dazu, um über den etwa sich einstellenden Hunger leichter hinwegzuhelfen. Das Betelblatt wird mit einem Stückchen Arekanuß und etwas Kalk zusammengerollt, der so gebildete Bissen in den Mund geschoben und wie eine tüchtige Dosis Kautabak behandelt.

Um aber zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren: In meiner Behausung fehlte jede Vorrichtung für Betelkauer, selbst der Spucknapf, und daher wurde die Tabakspfeife gewählt. Auch war mein Lehrer wohl feinfühlig genug, um zu merken, daß diese Manier des Betelkauens unserem Geschmack wenig zusage.

Wir arbeiteten bei einer Petroleumlampe, und es dauerte meist nicht lange, so fing Wagiswara an zu klagen, daß die ungewohnte Beleuchtung ihn belästige. Unter dem Vorwande seine Augen zu schützen, bat er mich dann um die Erlaubnis, sich auf mein Ruhebett legen zu dürfen. Hier streckte er sich seiner vollen Länge nach aus,

„und nun schien ihm erst recht wohl zu sein“.

Im Dozieren wurde er hierdurch nicht gestört.

Die indischen Gelehrten haben manche Ähnlichkeit mit unsern Gelehrten, vor allem darin, daß sie ebenso oft und noch häufiger als diese arme Teufel sind. In einem Punkte unterscheiden sie sich aber scharf: der indische Gelehrte hat sein Wissen im Kopf, der europäische hat es schwarz auf weiß. Seit uralten Zeiten wurde in Indien das Wissen mündlich überliefert. Die heiligen Bücher der Hindus, die Vedas, sind viele Jahrhunderte lang von einer Brahmanengeneration auf die andere fortgepflanzt worden, ehe sie durch die Schrift fixiert wurden. In Indien und soweit indische Kultur reichte, war Lernen stets ein Auswendiglernen, und infolge dieser ständigen Übung soll das Durchschnittsmaß des Gedächtnisses

hier ein weit größeres sein als bei uns. Der Buddhismus ist vielleicht mehr als die anderen indischen Religionen von dieser Methode der mündlichen Überlieferung abgewichen. Er neigte von vornherein mehr zum schriftlichen Fixieren seiner kanonischen Schriften, aber nichtsdestoweniger zeichnen sich auch buddhistische Mönche und Pandits durch ein oft überraschendes Gedächtnis aus. Und auch Wagiswara zitierte von seinem Ruhelager aus alle notwendigen Stellen, ohne einer schriftlichen Unterstützung zu bedürfen.

So floß mein Leben an diesem Ort in angenehmer Gleichförmigkeit dahin. Ab und zu machte ich einen kleinen Spaziergang in die Umgegend, am liebsten längs des Strandes. Der Palmenwald hier ist gut geeignet zum Wandern; erstens weil er auf einem unterholzfreien Sandboden steht, zweitens weil er der Seebrise ungehindert Durchzug gewährt. Ein Nachteil freilich ist der Mangel an Schatten.

Eines Tages sah ich von weitem ein erwachsenes Mädchen mit einem Knaben an der Hand mir entgegenkommen. Sobald sie mich erblickten, machten sie hastig kehrt und flüchteten sich hinter den Zaun eines am Wege gelegenen Gehöftes. Hier warteten sie, bis ich vorüber war und setzten dann ihren Weg fort. So groß ist selbst in dieser relativ häufig von Europäern besuchten Gegend die Scheu vor der weißen Hautfarbe. Im übrigen wird der Europäer in Ceylon nicht gerade mit dem Respekt behandelt, wie man es von andern ostasiatischen Ländern her gewöhnt ist. Das englische Prinzip „gleiches Recht für alle, ohne Rücksicht auf die Hautfarbe" mag die Ursache sein. So vorzüglich dieser Grundsatz ist, sicherlich würde man ihm noch viel rückhaltloser beistimmen, wenn man auch seine wohltätigen Folgen merkte. An Zeit dazu hätte es in Ceylon nicht gefehlt. Aber das Volk macht einen ärmlichen Eindruck.

Selbst in diesem gesegnetsten Teile der Insel sehen die Lehmhütten unansehnlich aus. Das liebliche Aussehen eines Singhalesendorfes wird durch die Vegetation erzielt, trotz der Wohnungen. Dazu scheinen die in obigem Grundsatz liegenden Konzessionen nicht gerade auf die Erhöhung der Zufriedenheit eingewirkt zu haben. Besonders die Mischlinge schimpfen über schlechtes Regiment und Bevorzugung der Weißen gegenüber den Braunen, ob mit Recht oder Unrecht mag hier dahingestellt sein. Die englische Sprache, die infolge des modernen Schulunterrichts immer weiter um sich greift, dient schließlich nur dazu, solchen Äußerungen der Unzufriedenheit mehr Resonnanz zu verleihen. Das Christentum, welches ständig mehr Eingang zu gewinnen scheint, hilft auch, Weiße und Braune wenigstens scheinbar auf gleichen Fuß zu stellen, aber wunderlicherweise gilt auch hier der braune Christ als Diener, Angestellter usw., für weniger vertrauenswürdig, als sein dem Glauben der Väter treu gebliebener Landsmann. Mag das auf Einbildung beruhen, eins ist zweifellos: der christliche Eingeborene ist dem Alkohol gegenüber laxer als der buddhistische. Der Lehre des Buddha nach gehört der Genuß gegohrener Getränke zu den Todsünden. Ich glaube, es ist nicht Zufall, daß gerade in der Gegend von Kalutara und Payagala, wo die protestantische sowohl, als auch die katholische Mission eine erfolgreiche Tätigkeit entwickelt, die Fabrikation des Palmbranntweins besonders in Blüte steht. Es war offenbar das einzige Gewerbe in der Umgegend meines Wohnortes und brachte eine besondere Art von Leben in die Landschaft.

Der frische Saft ist eine dem Seifenwasser ähnliche Flüssigkeit. Häufig sah ich im Dorf junge Leute am über die Schulter gelegten Tragholz schwere Eimer voll tragen.

Es ist mir erzählt worden, daß im Gebiet dieser Palmschnaps-Fabrikation die Singhalesen gewalttätiger sind als anderswo; daß hier häufiger Schlägereien und Diebstähle vorkommen. Ich habe um so weniger Veranlassung, hieran zu zweifeln, als wir selber während meines Aufenthaltes in Payagala bestohlen wurden.

Am 26. Juni war große Festlichkeit im Dorfe im Anschluß an die Mönchsordination in dem zu Payagala gehörigen buddhistischen Kloster. Die ganze Masse der alten sowohl, als der neugebackenen Mönche zog in feierlicher Prozession die Dorfstraße entlang. Der Zug wurde eröffnet durch allerhand von Laien getragenen Flitterkram, künstlich hergerichtete Wagen, vier buntgeschmückte Elefanten usw.; dann folgte das Gros der Mönche unter einem von frommen Laien getragenen Gerüst wandelnd, dessen Stangen mit buntem Papier bewickelt waren. Soweit sie unter diesem länglichen Himmel nicht Platz hatten, marschierten sie, den Kopf resp. das Gesicht mit dem großen schildförmigen Palmblattfächer bedeckt, so daß sie in ihren togaartigen Gewändern wie römische Fußsoldaten aussahen.

Mit Wagiswara, der sein Söhnchen an der Hand hatte, folgte ich der Prozession. Es war bereits spät am Nachmittag, und als wir im Kloster, welches ein gut Stück landeinwärts zwischen Reisfeldern und Palmengruppen gelegen war, ankamen, war es fast dunkel geworden.

Dieses Kloster bildete einen Komplex stattlicher Gebäude. Am ansehnlichsten war das Bibliothekshaus. Hier trat man zu ebener Erde in eine imposante Empfangshalle, die von mächtigen dunklen Holzsäulen getragen wurde. An den Längswänden entlang standen Ruhebetten und einzelne Tischchen davor. Der ganze Raum war durch mehrere Hängelampen erleuchtet und macht nicht nur einen imposanten, sondern auch einen sauberen Eindruck. Von ihm führte eine schmale Holz-

treppe in das erste Stockwerk, den eigentlichen Bibliotheksraum. In schönen dunklen Holzschränken wurden hier die verschiedenen Palmblattmanuskripte der heiligen Bücher aufbewahrt, zum Teil in kostbare Deckel verpackt. Solch ein Buch mit seinen zierlichen singhalesischen Charakteren macht oft einen außerordentlich eleganten Eindruck.

An diesem Abend war der ganze Fußboden des Büchersaales mit schlafenden Mönchen bedeckt, die der Festlichkeit wegen zu Besuch gekommen waren und keinen andern Unterkunftsraum hatten finden können. Im Stillen wünschte ich den frommen Schläfern gute Nachtruhe; denn die Luft in diesen Klosterbibliotheken ist stets mit einem Parfüm von solcher Schärfe erfüllt, daß es mich immer schon nach kurzem Aufenthalt belästigte.

Wir begaben uns darnach in den Eßsaal, in dem sich mittlerweile sämtliche Teilnehmer der Prozession versammelt hatten, freilich nicht zum Essen (die Essenszeit schließt um 12 Uhr mittags ab), sondern um lehrreiches Gespräch zu führen. Dieser lange, schmale Saal war an beiden Seiten mit niedrigen Bänken versehen. Auf diesen saß die Schar der Mönche in Reih und Glied, jeder ein Kissen unter sich und eins hinter sich, um sich an die Wand anlehnen zu können. Die Jüngeren saßen unten, in der Nähe der Eingangstür, die Alten, Ehrwürdigen am andern Ende. Wagiswara präsentierte mich dem Haupt der Versammlung, einem ehrfurchtgebietenden Greise. Er verdolmetschte mir auch dessen Bewillkommensrede und war gleichzeitig so gütig, die passende Antwort zu konstruieren. Wir verabschiedeten uns dann, Wagiswara unter den Zeichen „tiefster“ Verehrung. Auch sein kleiner Sohn, ein altkluges Kerlchen, sollte dem Ehrwürdigen seinen Respekt bezeugen. Mit kindlichem Ungeschick kniete er nieder und begann, sich

eifrig zu verneigen. Unter Lächeln ringsum gab sein Vater ihm leise Anweisungen. Vorschrift ist, sich auf den Boden zu hocken, die flach zusammengelegten Hände dicht vor das Gesicht zu halten und sich dann so tief zu verneigen, daß die Stirn fast den Boden berührt. Es gehört indische Gelenkigkeit der Glieder zu dieser Prozedur.

Alles in allem machte der große, rings mit Mönchgestalten besetzte Saal einen imponierenden Eindruck. Diese dunklen, kräftigen Gesichter, diese glänzend kahlen Schädel, diese einfarbig gelben, bauschigen Gewänder erweckten eigenartige Vorstellungen. Zum ersten Male erschien mir der Buddhismus unter der Form einer weltlichen Macht.

Wir besahen noch einige der Mönchszellen, die nicht viel größer als Schiffskabinen, aber sauber und leidlich komfortabel eingerichtet waren. Draußen war es inzwischen finstere Nacht geworden.

Dieses Kloster gehört der Ramaya-Sekte an, der jüngsten und strengsten Ceylons. Die Angehörigen dieser Sekte fahren nicht in Wagen, sie tragen keine Sonnenschirme, sondern das Palmblattschild, sie essen nicht aus Tellern, sondern aus der offiziellen Almosenschale, sie trinken nach Mittag nur die acht im Vinaya erlaubten Getränke, nicht Tee oder Kaffee wie andere Sekten. Die beiden Hauptsekten neben dieser sind die Siam-Sekte und die Ammarapura-Sekte, letztere aus Birma stammend. Auch die Ramaya-Sekte stammt aus Birma, und zwar aus Arakan. Die Mönche der Siam-Sekte tragen eine Schulter unbedeckt. Ihr gehören die Hauptleuchten der Wissenschaft in Kolombo an.

In tiefster Dunkelheit traten wir den Heimweg an. Ein Jüngling mit einer aus Palmblättern zusammengedrehten Fackel ging voran. Mit seiner erhobenen Leuchte sah er aus wie der griechische Eros. Die Illusion zerrann

aber sehr schnell, wenn er, um das Ausgehen der Flamme zu verhindern, die Fackel einige Male im Kreise schwenkte und alle hinter ihm Marschierenden in dichten Qualm hüllte.

Die Eingeborenen gehen im Dunkeln nicht gern ohne Licht der Schlangen wegen. Da sie keine Fußbekleidung tragen, so ist die Gefahr allerdings eine ziemlich naheliegende. Die Schlange beißt nur, wenn sie unversehends berührt wird, ohne Zeit gehabt zu haben, zu entfliehen. Durch das Licht wird sie gewissermaßen vorher gewarnt. Aggressiv soll nur eine einzige Schlangenart vorgehen.

In der Umgegend von Payagala gab es noch eine Reihe anderer Klöster. Eins der bekanntesten, etwas nördlich von Payagala gelegen, ist das Aetagama-Vihara (Kloster). Eines Tages machte ich einen Spaziergang dorthin. Man trat, und dies ist die Regel bei allen Klöstern, durch eine äußere Umfassungsmauer in einen Hofraum (arama), dessen Sandboden sauber gefegt war. In der Mitte dieses Hofes erhob sich eine ziemlich hohe Pagode. Als ich dieselbe umwandelte, trat ein englisch redender Klosterdiener, offenbar vom Oberpriester geschickt, zu mir und bat mich, den Hut abzunehmen. Dieses Ansinnen wurde hier zum ersten Male an mich gestellt, und ich erwiderte daher etwas ungeduldig, daß ich in der Sonne nicht mit bloßem Kopfe gehen könne. Der Diener rapportierte dieses und kam mit höflichen Entschuldigungen zurück.

Nicht in jedem Klosterhof befindet sich eine Pagode. Regelmäßig vorhanden ist nur der eigentliche Tempelraum mit den mehr oder weniger kostbaren Buddhastatuen, die oft durch schöne Vorhänge geschützt sind, wie es zum Beispiel hier der Fall war, ferner der Konversations- und Speiseraum, über dem als oberes Stockwerk sich meist die Klosterbibliothek befindet, endlich

die Wohngebäude für die Mönche. Häufig, aber nicht immer findet man in einer Ecke des Hofes, meist durch eine Ringmauer geschützt, ein Exemplar des heiligen Bo-Baumes, des Baumes, unter dem der Sage nach der Buddha die Buddhaschaft errungen hat. Es ist ein Baum aus der Familie der Feigen (ficus religiosa) und gleicht der Beschaffenheit seines Laubes nach am meisten unseren Espen. Auch bei windstiller Luft hält sich sein Laub in zitternder Bewegung. An anderer Stelle werden wir mehr über den Bo-Baum zu sagen haben.

Alle Klöster und sonstigen heiligen Orte im Bereich des Buddhismus sind für jeden Fremden zugänglich, und nichts gleicht in dieser Beziehung der Toleranz dieser Religion. Meist gesellt sich ein Mönch oder Klosterdiener zu dem Besucher und macht ihn auf die Hauptsehenswürdigkeiten aufmerksam.

Eines Tages machte ich mit Wagiswara einen Besuch im Kloster von Kalutara. Kalutara ist eine niedliche, gewerbereiche Stadt, nördlich von Payagala am Kaluoya (Fluß) gelegen.

Es war ein heißer Tag, und in den zwar schattigen, aber der Seebrise nicht offenen Straßen Kalutaras floß mein Schweiß buchstäblich in Strömen. Im Kloster angelangt, trafen wir leider dessen Vorsteher nicht daheim. Der Vorsteher hier ist der Mönch Subhuti, derjenige der eingeborenen Gelehrten, dessen Name in Europa am besten bekannt ist.

Ich hatte erwartet, hier einen bessern Geschmack betätigt zu finden als in andern Klöstern, deren Räumlichkeiten oft einem Alttrödel ähnlicher sahen als einem Ort der Andacht. Aber ich wurde arg enttäuscht. Es war hier fast noch schlimmer als anderswo. Zwischen Abbildungen siamesischer Tempel hingen elende europäische Buntdrucke, Kinderszenen darstellend. Gräßlicherweise machte sich auch ein Eisenbahnfahrplan an

der Wand breit. In dem heiligen Raum war, wie anderswo auch, neben der Buddhafigur allerhand moderner Glas- und Porzellanplunder aufgestapelt und scherzhafterweise waren in einem Glasschrank die goldgestickten, ordenbesäten Uniformen des Prinzen Prisidang-Chimsu zur Schau gestellt. Dieser Prinz war ein Verwandter des Königs von Siam, in England ausgebildet und hatte lange Jahre als siamesischer Gesandter an europäischen Höfen fungiert. Aus einer Stellung in die andere übergehend, von keiner befriedigt, war er in den Mönchsstand getreten und lebte seit einigen Jahren als einfacher Mönch in einem Kloster Kolombos. Hier hatte ich, bevor ich nach Payagala kam, seine Bekanntschaft gemacht und einen angenehmen Gesellschafter in ihm gefunden. Subhuti war ihm zu seiner Ausbildung als Lehrer zuerteilt worden, und darum hatte er bei seinem Eintritt in den Orden hier den Glanz seiner weltlichen Hülle abgestreift. Ich halte ihn für geschmackvoll genug, um anzunehmen, daß die Aufstellung seiner Uniformen im Allerheiligsten neben der Buddhastatue nicht mit seiner Einwilligung geschehen ist.

Mitte Juli verließ ich das stille Payagala und kehrte nach Kolombo zurück in mein altes Logis an den Zimtgärten. Dieser Stadtteil ist, neben der längs des Strandes sich hinziehenden Kolpettystraße, der schönste Kolombos, er hat aber vom Zimt nichts weiter behalten als den Namen. Weil er etwa eine Viertelstunde vom Strande entfernt und etwas erhaben liegt, so genießt man hier die Kühle der Seebrise ohne deren unangenehme Feuchtigkeit.

Da ich nicht die Absicht hatte, lange zu verweilen, so suchte ich gleich meine alten Bekannten auf, vor allem die Mönche in Maligakanda, dem Hauptkloster Kolombos und dem Sitz des zur Zeit in Ceylon berühmtesten Kollegs. Den Oberpriester und Vorsteher Sri Suman-

gala traf ich leidend, teils durch Alter, teils durch Krankheit.

Sumangala war eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten, die ich in Ceylon getroffen habe. Klein, gebeugt, von auffallender Magerkeit, bot er das Bild völliger Hinfälligkeit, aber die eherne Härte der Züge und der stechende Glanz des Auges schienen durch das Alter nicht gemildert zu sein. So stand sein Gesicht in eigenartigem Gegensatz zu seinem Körper. Und wenn er hinten übergelehnt auf seinem Sofa saß, meine Fragen dem Dolmetscher in kurz hervorgestoßenen Sätzen beantwortend, so gab er an Würde keinem alten Römer etwas nach.

Seine Stütze im Lehren, der Mönch Njanissera, war äußerlich das völlige Gegenteil. Von guter Mittelgröße und angenehmen Gesichtszügen, trotz seiner Jugend wohlbeleibt, lag in seinem ganzen Benehmen etwas Leichtes, Elegantes, das nach der Gravität Sumangalas um so angenehmer empfunden wurde. Beide sprachen ein paar Brocken englisch, der Oberpriester auch einige Worte französisch, aber nicht genug, um eine Konversation ohne Dolmetscher zu ermöglichen.

Zu meinen Bekannten in Kolombo gehörte ferner Mr. Dharmaratna, der Herausgeber eines buddhistischen Journals. Er hatte mitten in der Petta, der Eingeborenenstadt einen kleinen Buchladen nebst Druckerei, und es gingen bei ihm stets eine Masse Leute aus und ein. Er war ein großer, kräftiger, etwas schwerfälliger Herr Mitte der fünfziger Jahre. Sein gutmütiges, pockennarbiges Gesicht war mit einer mächtigen Nase und ein paar lebhaften Augen geschmückt. Auf der Straße trug er oben europäische Kleidung, um den Unterkörper aber den Lendenschurz und Lederpantoffeln an den nackten Füßen, eine unter den Eingeborenen beliebte Zusammenstellung. In seinem Laden wurden freilich

Jacket und Hemdkragen durch ein fast durchsichtiges Musselinhemdchen ersetzt. Keiner war so eifrig bei religiösen Diskursionen wie Dharmaratna. Er hatte lange in Birma gelebt und galt daher besonders als ein guter Kenner des Abhidhamma, der buddhistischen Metaphysik.

Als Dolmetscher zwischen mir und allen diesen Leuten fungierte Mr. Wettha Singha. Er gehörte zu jenen Menschen, welche durch ständiges Studium für das praktische Leben unbrauchbar geworden sind, für ihn um so bedeutungsvoller, weil er von Haus aus völlig mittellos war. Dieser Typus mag gut in die rein indische Kultur hineinpassen. Der Brahmane, der nichts hat als sein Gotteswissen, wird für seine äußerste Armut durch die Achtung und Ehrfurcht seiner Stammgenossen entschädigt. Auf dem Hintergrunde europäischer Kultur jedoch wird dieser Typus zum Zerrbilde, in Indien wie in Europa. Wettha Singha hatte alle möglichen Religionen und Philosophien studiert, sein Kopf war vollgestopft von einer fürchterlichen Masse Gelehrsamkeit, aber er war, trotzdem er die Mitte des Lebens schon überschritten hatte, nicht imstande, seinen Unterhalt selber zu erwerben. Sein weißer Baumwollanzug, trotzdem er immer tadellos sauber war, sah in seiner Zerwaschenheit mitleiderregend aus. Trotz seiner Armut weigerte er sich aber aufs entschiedenste, irgend etwas als Belohnung für seine Dolmetscherdienste anzunehmen. Wie schon oben erwähnt, gilt es in Ceylon als Schande, für Arbeit im Dienste der Religion Geld zu fordern oder zu nehmen, und selbst äußerste Armut war nicht imstande, unsern Freund diesem Grundsatz untreu werden zu lassen.

Eines Abends führte er mich zu einer Hellseherin [1]), welche in einem Dorfe in der Nähe Kolombos wohnte. Die Hütte lag mitten im Palmenwalde; wir nahmen auf

---

[1]) Siehe Herbstheft 1921 S. 9.

der kleinen Veranda Platz, und bald erschien die Betreffende, eine etwa dreißigjährige Frau von jenem angenehmen aber unbedeutenden Äußern, wie es bei Singhalesenfrauen die Regel ist.

Unter Murmeln von unverständlichen Worten ließ sie auf ein Betelblatt einige Tropfen eines schwarzen Saftes fallen, welcher auf der Unterlage einen spiegelnden Fleck bildete, etwa wie von schwarzem Siegellack. Dann rückte sie den Docht einer Kokusöllampe so, daß das Licht auf das in dieser Art präparierte Betelblatt fiel, welches letztere sie selber ziemlich nahe vor sich hielt. In dieser Position beantwortete sie meine Fragen, die Antwort aus der spiegelnden Tiefe des glänzenden Fleckes herauslesend.

Ich verlangte eine Beschreibung meines Zimmers in Kolombo. Zur Orientierung muß ich vorherschicken, daß diese Dorffrauen Kolombo selten oder nie betreten und allem, was die moderne Kultur angeht, völlig fremd gegenüberstehen. Ferner muß ich vorherschicken, daß Dr. L., bei dem ich wohnte, dieses Haus erst vor ein paar Tagen bezogen hatte, und daß Wettha Singha, der den Dolmetscher machte, nie mein im ersten Stock gelegenes Zimmer betreten hatte.

Ihre einzige Frage war nach Straße und Namen des Hauses (im Villenviertel hat jedes Haus seinen eigenen Namen). Sogleich, nachdem sie hierüber Auskunft erhalten hatte, begann sie, aus dem glänzenden Fleck zu lesen. Sie: „Ich gehe die Treppe hinauf" (stimmt, denn, wie schon gesagt, lag mein Zimmer im ersten Stock). „Am Ende der Treppe mache ich eine scharfe Wendung." Ich: „Nach links oder rechts?" Sie: „Nach rechts." (Stimmt, mein Zimmer lag rechts hinter der Ausmündungsstelle der Treppe.) Sie fuhr dann weiter fort: „Außen ist eine Art Verzierung." (Tatsächlich befand sich eine geschnitzte Holzbekleidung zu beiden

Seiten der Tür.) Sie: „Ich gehe nun in das Zimmer. Innen befindet sich eine große Bettstelle, ferner ein Tisch mit Spiegel darauf.“ Ich: „Wo?“ Sie: „Wenn man auf dem Bett sitzt, zur Linken.“ (Stimmt.) „Ferner ist eine Almera (Kleider- und Wäscheschrank) da. In dieser Almera ist einiges darin.“ Ich: „Was ist darin?“ Ich hatte erwartet, nun eine Beschreibung von Bekleidungsgegenständen zu erhalten, wie sie in solch ein Möbel hineingehören; tatsächlich war aber nichts Derartiges in dem Schrank enthalten. Sie: „Es ist einiges ‚Schriftwerk‘ darin. (Eine Zeitung und ein alter Brief meiner Angehörigen.) Ferner sind darin zwei ‚kleine Bißchen‘, welche glitzern und Strahlen aussenden. Sie sind wie etwas Geheimnisvolles und von Bedeutung für Ihr Leben.“ (Ich litt damals stark an Fieber und Gelbsucht und hatte in diesem Schrank die zwei Arzneifläschchen hineingestellt, die ich damals im Gebrauch hatte.)

Auf meine Aufforderung begann sie weiter im Schrank zu suchen. Zum Verständnis des Folgenden muß ich vorausschicken, daß ich am selben Vormittag bei einem Photographen in Kolombo 18 Ansichten von Ceylon, darunter mehrere der Riesenstatuen Buddhas aus den alten Ruinenstädten, gekauft und in diese Almera gelegt hatte. Ich kann mit absoluter Bestimmtheit versichern, daß niemand außer mir hiervon etwas wußte.

Nachdem sie einige Zeit in der spiegelnden Fläche des Betelblattes gesucht hatte, fuhr sie fort: „Dann ist etwas wie ein Bild darin.“ Ich: „Suchen Sie weiter!“ Sie: „Es scheint etwas Heiliges, Verehrungswürdiges zu sein; denn immer, wenn ich den Geist, der mir alles sagt, frage, so betet er an.“ Sie machte die oben bei meinem Besuch im Payagalakloster näher beschriebene Zeremonie. Wettha Singha sieht mich fragend an und äußert: „Haben Sie vielleicht eine Buddhastatue in

Ihrem Schrank?“ Ich, um jede Beeinflussung zu vermeiden, antworte nichts, sondern fordere nur die Frau auf, weiter zu suchen. Offenbar widerwillig geht sie an die Arbeit. Das gutmütige Gesicht nimmt jetzt einen finstern Ausdruck an, die folgenden Aussprüche werden mit veränderter, harter Stimme kurz herausgestoßen:

„Es scheint eine Figur zu sein. Im Kopf ist ein Loch.“ Ich: „Suchen Sie weiter.“ Wettha Singha: „Es ist für die Frau sehr schwierig.“ Sie: „Es ist wie eingehüllt. Es ist etwas Weißes darüber.“ Und nach weiterem Hinstarren: „Es ist etwas doppeltes Weißes darüber.“ Ich: „Ist diese Figur von Papier oder Stein oder Erz?“ Sie: „Es ist Papier.“ Hierauf legt sie wie in völliger Erschöpfung das Blatt von sich und verweigert weiteres Suchen.

Zu Hause angekommen, sehe ich natürlich sofort die Photographien nach und finde, zwar nicht durch zwei, sondern durch drei andere bedeckt, das Bild der großen Steinstatue des Buddha aus der heiligen Stadt Anuradhapura. Durch den Kopf dieser Statue, über welche bereits ein Jahrtausend hinweggegangen ist, zieht sich ein tiefer Riß. Von der Lage dieser Photographie zwischen den andern, sowie von der Existenz dieses Risses im Kopfe hatte ich selber keine Ahnung. Ich will noch hinzufügen, daß die ganze Prozedur nicht das mindeste Geheimnisvolle an sich hatte. Wir saßen auf der offenen Veranda, Nachbarn gingen vorbei, und die Kinder der Frau machten einen ziemlichen Lärm um uns.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER MAPPE.
FRAGMENT.

Wirklichkeit will reifen und der Entschluß, den Lokkungen der Ratio, dem Drängen des logischen Denkens, das schon im Schnee die Rosen schneiden möchte, zu widerstehen und standhaft geduldig das Wachstum abzuwarten, ist mit so großen Anstrengungen, Erschütterungen, ja Gefahren verbunden, daß nur der darüber urteilen kann, der dieses alles selber erlebt hat. Freilich auch nur er kann wissen, daß dieses Mühen sich lohnt, ja einzig lohnendes Mühen ist. Irrige Vorstellungen, die man gehabt hat, schwinden, man sieht, was man vorher nicht gesehen hat, und man erlebt das Wunder des geistigen Wachstums.

Ob der Weg, der hier begangen wird, für jeden notwendig ist zu gehen, weiß ich nicht. Für mich hat er sich als notwendig erwiesen. Und da ich nicht glaube, daß gerade ich ein einzigartiges Individuum bin, so nehme ich an, daß es auch andere gibt, die ihn zum geistigen Wachstum benötigen.

Möge er diesen allen den Nutzen bringen, den er mir gebracht hat und möge er uns alle stärken zu neuem Ringen in rechtem Wissen und in rechtem Wandel.

Der Buddha nennt seine Mönchschaft „für die Welt das unvergleichliche Feld des Wohltuns“.

Bestrebungen wie unser Buddhistisches Haus lassen sich freilich an Würde und Verdienstlichkeit nicht mit der Pabbajja, dem Heraustreten aus der Welt in den Mönchsstand vergleichen, so wenig wie die zaghafte Küstenschiffahrt der Alten mit der kühnen Fahrt des Kolumbus, als er entschlossen losließ und sich der hohen See anvertraute, sich vergleichen läßt. Aber auch auf

solche Bestrebungen, die dem Mönchtum gegenüber freilich schwächlich sind, fällt ein Schimmer jener Würde und Verdienstlichkeit, die jedem Kampf des Menschen gegen sich selber eigen ist.

Den Frieden dieses Abends möcht' ich trinken
In seinen Ruhe-Fluten ganz versinken
Und nie mehr durstig sein.

Tor! Morgen wohl schon zürnt's in Wetterstürmen
Es lauert Angst aus dunklen Wolkentürmen
Den Frieden gibt das W i s s e n ganz allein.

Wolken still am Himmel zogen
Wie der fernen Heimat zu
Auf des Waldmeers blauen Wogen
Schlief des Abends duftige Ruh.

Herz gib auf dein rastlos Jagen!
Willst du lernen glücklich sein,
Horch was Erd' und Himmel sagen:
Bleibe nur wie wir: allein!

D e r P a n t h e i s t:

Gott du Wesen aller Wesen
Du in dem sich alles eint
Du läßt uns vom Wahn genesen
Dich bekennt, wer dich verneint.

In dir werden alle Brüder
Dich liebt, wer den Nächsten liebt
Rein kehrt Selbstsucht aus dir wieder
Wahrhaft reich wird, wer dir gibt.

In dir alles wird zum Leben
Zur Geburt wird selbst der Tod
Herzen, die sich dir ergeben
Sind für immer frei von Not.

Wie das durst'ge Tier der Quelle,
Wie der Vogel Baumesruh,
Also strebt der Geist der Helle
Seiner ewigen Einheit zu.

Mögen Formen brechen zahllos
Wie der Wagen bricht im Lauf,
Aber endlich tut sich quallos
Ewigen Seiens Wonne auf.

Der Buddhist:

Mögen Formen brechen zahllos
Wie der Wagen bricht im Lauf,
Endlich hebt Erkenntnis quallos
Anfangsloses Dasein auf. —

DAS LEBEN IN EINER BRAHMANEN-FAMILIE.

Herr Dipl.-Ing. G. S. Raman, ein Brahame aus Süd-Indien hat freundl. in improvisiert zusammengestelltem ind. Kostüm, im Buddhistischen Hause nachstehenden Vortrag gehalten.

Hierdurch verehre ich die Kraft, ob man sie Jesus, Brahma oder Buddha nennt, die die Leidenschaften überwunden hat und dadurch frei ist von Wiedergeburt.

Meine Schwestern und Brüder!

Es ist mir ein großes Vergnügen, Sie heute abend hier begrüßen zu dürfen. Vom ersten Tag meiner Anwesen-

heit in Deutschland, bin ich begeistert von dem Interesse, das die Deutschen für indische Religion, Kultur und Politik haben. Überall haben Männer von verschiedenen Klassen mir über unser Gesellschaftsleben, Kasten und Sprachen Fragen gestellt. Ich habe oft in verschiedenen Zeitungen in Deutschland Artikel über Indien gelesen. Sogar sind viele Bücher in deutscher Sprache erschienen. Manchmal hatte ich Gelegenheit, einen solchen Artikel oder einige Bücher zu lesen. Aber zu meinem Bedauern muß ich äußern, daß in den meisten von diesen mehr Phantasie liegt als Wahrheit. Die Augen haben gefaßt, was oberflächlich und außerordentlich ist, aber nicht was allgemein und charakteristisch ist.

Indien richtig kennenzulernen ist außerordentlich schwer. 1. Indien ist groß, so groß wie Europa ohne Rußland, mit einer Einwohnerzahl von 360 Millionen. 2. Indien ist ein Land von verschiedenen Religionen, mit verschiedenen Sitten und Gebräuchen. 3. Indien ist das unglücklichste Land, welches seit Jahrhunderten unter einer fremden Regierung leidet, deren Interesse nur darin liegt, von unseren Schattenseiten große Reklame zu machen, ohne uns Hilfe zu leisten und unsere Mängel zu beseitigen. Durch die Ausbeutung der indischen Bevölkerung von der fremden Regierung ist Indien ärmer und ärmer geworden, so daß wir nicht in der Lage sind, nicht nur unsere Mängel zu beseitigen, sondern auch unsere eigene Kultur aufrechtzuerhalten. Die indischen Studenten, die nach dem Ausland kommen, können in dieser Richtung eine Hilfe leisten; aber da liegen wieder Schwierigkeiten vor. Da wir meistens zu viel mit unseren Studien beschäftigt sind, sind wir nicht in der Lage, eine meisterhafte Rede zu halten.

Darum muß ich Sie von vornherein um Entschuldigung bitten, daß ich vor Ihnen einen Vortrag über Meditationssitz zu halten nicht fähig bin. Frl. Dahlke

vom Buddhistischen Haus hier und Dr. Bruno fragten mich, da ich ein Brahmane bin, ob ich den gewöhnlichen Meditationssitz vorführen kann. Ich konnte das tun, nicht als ein Professor für Meditationssitz, sondern da ich als ein Brahmane wenigstens ein paar Jahre solchen Meditationssitz zum Teil durchgeführt habe. Außerdem habe ich es für meine Pflicht gehalten, diese Gelegenheit wahrzunehmen, das Buddhistische Haus und seine Begründer zu verehren.

Bevor ich den Meditationssitz vorführen kann, erlaube ich mir, Ihnen das Kastensystem und besonders das tägliche Leben in einer Brahmanen-Familie näher zu schildern. Ich spreche jetzt nicht von einer Lebensweise vor Jahrhunderten oder Jahrzehnten, sondern wie in Wirklichkeit heute noch im Dorf wohnende Familien leben.

Im allgemeinen hat man in Europa eine phantastische Idee vom Kastensystem in Indien, und sogar fast jeder denkt, daß wir uns nie einigen können, unsere Freiheit zu gewinnen. Über Kastensystem allein näher einzugehen, würde uns sehr lange aufhalten, aber möchte ich nur erwähnen, das Kastensystem begrenzt unser Verwandtschafts- und Gesellschaftsleben und hat nichts mit organisatorischen oder Staatsfragen zu tun. Es gibt gar keine besonderen Gesetze für einzelne Kasten. Jeder hat dieselben Rechte und Pflichten wie die anderen. Hauptsächlich unterscheiden sich die Kasten nur in den Lebensweisen. Ich werde hier kurz die Lebensweise des Brahmanen erklären.

Als ich Student war, hatte ich viel von preußischer Militärdisziplin gelesen und glaube, man kann diese mit der Disziplin einer Brahmanenfamilie vergleichen. Jedes Mitglied einer Familie muß sehr früh aufstehen, gewöhnlich zwischen vier und fünf Uhr. Nur Kinder unter fünf Jahren und Kranke können bis sieben Uhr schlafen.

Die ältesten männlichen Mitglieder der Familie halten eine Rezitation von heiligen Büchern, die etwa eine halbe bis dreiviertel Stunde dauert und gleichzeitig wird den Kindern gelehrt, so daß ein paar Monate später jeder auswendig rezitieren kann. In solcher Weise lernen die Kinder, bevor sie 14 bis 16 Jahre alt sind, viele Verse. Um fünf oder sechs Uhr geht jeder für sich an einen Fluß oder kleinen See, der ungefähr ein bis zwei Kilometer entfernt liegt, um ein wenig frische Luft zu genießen und auch gleichzeitig das Gesicht zu waschen. Die Frau macht die Hausarbeit und dann das Badewasser zurecht. Sie badet zuerst, denn vorher darf sie die Küche nicht betreten. Jetzt kocht sie etwas für die Schulkinder. Pünktlich zum Sonnenaufgang setzt sich der Mann für seine erste Meditation oder Gebet nieder. Wenn möglich muß das neben einem Fluß geschehen. Solche Meditationen sind dreimal täglich zu halten und dauern jedesmal annähernd eine Stunde. Vor der ersten Meditation und dem Baden darf der Mann nichts essen. Gewöhnlich kennt ein Brahmane nur zwei Mahlzeiten, eine gegen ein Uhr, die andere zwischen sieben und acht Uhr. Nach der Mittagsmeditation muß der Mann vor Gott noch ein besonderes Gebet halten, das etwa eine Stunde dauert. Erst danach darf er und die ganze übrige Familie essen. Diesen besonderen Gebeten müssen alle Mitglieder beiwohnen. Die Mittagsmeditation ist etwas anders als die am Morgen, aber die Abendmeditation stimmt fast mit ihr überein. Gegen neun Uhr abends verrichtet der Mann ein Gebet, gewöhnlich eine Rezitation, wie in den Morgenstunden, und alle Leute gehen zu Bett. Bis zu acht oder neun Jahren sind Knaben von diesen Meditationspflichten befreit. Ihre Einführung in diese Meditationen werden besonders gefeiert, erst dann zählt er wirklich zu den Brahmanen. Dieses ist die zweite Geburt und die Vorbereitung dazu eine

richtige Studienzeit. In dieser Feier wird der Knabe über Meditationsformen und Symbole aufgeklärt, welche er vorschriftsmäßig durchführen muß.

Die Meditation ist in der Hauptsache Atem- und Konzentrationsübung und Autosuggestion. Nach Auffassung der Brahmanen ist die Meditation eine Übung, Herr über seine Leidenschaften zu werden, die sogenannten sechs Feinde des Menschen. Die Atemübung ist wie folgt: Einatmen, Anhalten, Ausatmen. Und zwar, wenn ich für eine Sekunde einatme, muß ich zwei Sekunden aushalten und in vier Sekunden ausatmen; das wird allmählich so gesteigert, daß die Übungen in ebensoviel Minuten wie vorher Sekunden vor sich gehen, so daß alles in allem sieben Minuten dauert. Die Autosuggestion besteht darin, daß man intensiv denkt und spricht, daß er Luft, Wasser und Sonne, Schimmer und Gesundheit in sich einziehen möchte. Der letztere Teil der Meditation führt den Mann zur Konzentration.

Die Einzelheiten für dies alles sind ganz genau vorgeschrieben, z. B. wo und wie er sitzen darf, was für ein Kleid darf er tragen, und wie viel Wasser darf er nehmen usw. Während der Meditation muß er gegen die Sonne sitzen, d. h. morgens nach Osten und abends nach Westen, mittags gegen Norden, aber nie nach Süden. Der Platz für die Meditation muß möglicherweise neben einem klaren Flusse mit grünen Bäumen und Pflanzen sein. Der Mann muß sich in reines seidenes Kleid kleiden, und wenn es nicht vorhanden ist, muß er frisch gewaschene Kleider tragen. Nicht mehr als ein Dhoti und ein Tuch darf über die Schulter getragen werden.

Ungefähr 24 Meditationssitze sind vorgesehen, aber im allgemeinen brauchen wir nur die drei Stellungen, Padmasana, Bhadrasana und Kukkutasana. Die anderen werden von Jogis geübt und täglich benutzt.

An jeden Neumond- und Vollmond-Tagen werden besondere Meditationen vorgeführt und an diesen Tagen abends wird gefastet. Wenigstens einmal im Jahr an bestimmtem Tag (Vollmond-Tag im Juni oder Juli, nach indischem Kalender) muß jeder 1008 Konzentrations-Übungen durchführen.

Wie Sie jetzt sehen, ist das Leben in einer Brahmanenfamilie sehr streng. Aber durch diese strenge Disziplin ist ein Brahmane fähig, seine Stelle jetzt noch zu halten und viele Versuchungen zu überwinden. Durch diese Meditationen haben die Brahmanen versucht, ein höheres Ziel vor den Menschen zu stellen und ihn in höhere Stufe zu bringen.

Meine Schwestern und Brüder! Ich möchte Sie nicht länger aufhalten und danke ich Ihnen vielmals für das Interesse, das Sie gezeigt haben. Ich danke auch Familie Dahlke und Dr. Bruno für ihre Freundlichkeit.

Möge durch die Arbeiten solcher Organisationen bessere und herzlichere Verständnisse zwischen Deutschland und Indien weiter gedeihen.

BESUCH BEI Dr. DAHLKE.

Von L. R. EMBIL,
Generalkonsul der kubanischen Gesandtschaft
in Hamburg.

Stettiner Bahnhof, an einem Sonntag des Jahres 1925. Nichts gibt es vielleicht geeigneter zum Symbol des Samsara als einen Bahnhof: Kreuzung der Schicksale, Betriebsamkeit, Täuschung über die materielle Ferne: Sehnsucht, D u r s t. — Ich fahre, um einen der Männer zu besuchen, die im Abendland die Täuschung durchschaut haben, die mit gewaltigen Anstrengungen versuchen, die Quelle des Durstes zum Versiegen zu bringen.

Einen Mann übrigens, der auch mit bewunderungswürdiger Energie und Zähigkeit sein Leben der Errichtung zweier Denkmale für den erhabenen Buddha und seine Lehre gewidmet hat: ein Denkmal aus Büchern, ein anderes aus Stein. Die Bücher kenne ich, wenigstens teilweise: das Gebäude — das Buddhistische Haus — hoffe ich diesen Sonntag noch kennenzulernen; ebenso den außergewöhnlichen Mann, der es errichtet hat. Es begleitet mich mein Freund und Landsmann Dr. Montero, der Sekretär unserer kubanischen Gesandtschaft in Berlin.

Wir fahren über die Stationen, sprechen wenig, in Erwartung des ungewöhnlichen Besuches. Die Stationen folgen sich, gehen vorüber: Gesundbrunnen, Pankow, Reinickendorf, Rosenthal, Waidmannslust, Wittenau, Hermsdorf. . . . Endlich Frohnau, in sonntäglicher Ruhe. Im Restaurant, beim Bahnhof, fragen wir nach der Richtung, nach der Telefonnummer. Das Buddhistische Haus hat folgerichtigerweise kein Telefon. Aber jedermann kennt es. Über den Cäcilienplatz gehen wir, die schönen Alleen entlang, bis die erhabene Treppe des Hauses vor uns auftaucht. —

Bilder und Postkarten haben das wunderbare, einzigartige Gebäude bekanntgemacht. Es wird immer mehr bekannt werden und als Andenken bleiben einer großen Willenskraft, die in den Dienst einer großen Idee gestellt wurde. Wir übergeben unsere Karten. Herr Doktor Dahlke empfängt trotz des Feiertages auch diesen Nachmittag seine Kranken. Der Hausordner, Herr F., verkürzt uns liebenswürdigerweise die Wartezeit dadurch, daß er uns durch das ganze Gebäude führt. Wir bewundern unter seiner Führung die Halle, den Meditations-Saal, jeden Teil des Hauses. Und kurz nachdem wir in die Wärme der wertvollen Bibliothek zurückgekehrt sind, nach wenigen Minuten, während deren

wir die Bücherregale mit Interesse besichtigen, steht plötzlich der Hausherr vor uns.

Wir grüßen ihn ehrerbietig, tief ergriffen von dem Gegensatz zwischen dem gewaltigen Willen dieses Mannes und der Zartheit seiner Erscheinung. Er hatte fast keinen Körper mehr. Die Stimme, mit welcher er neue, noch größere Pläne uns ruhig, zuversichtlich entwarf, die übrigens ohne Zweifel verwirklicht worden wären, wenn er einige Jahre noch gelebt hätte, war sanft und fern. Aber in den Augen, die so viele Horizonte und so viel menschliche Qual und Irrtum gesehen hatten, leuchtete die unbeugsame Kraft der Erkenntnis, des „Glaubens, der Berge versetzt".

Er hatte hinter sich einen Tag der Arbeit und Anstrengung und war todesmatt und müde. Sein Körper war krank. Seine ganze Haltung bekundete ohne Worte: „Dies bin ich nicht."

Ein kurzer Besuch, da wir den arbeitsbelasteten schwerleidenden Mann nicht noch mehr ermüden wollten. Ein kurzer Besuch: ein Erlebnis! Doktor Dahlke machte uns das beste Geschenk: er bereicherte uns durch sein Dasein, durch sein Sosein. Es ist das Höchste, vielleicht das Einzige, was im Grunde jeder von uns tun kann.

Wir schieden bereichert und nachdenklich. In meinem Gedächtnis schwingt jetzt noch die Erinnerung an den Menschen und sein Werk. Und ich freue mich, hier Gelegenheit zu haben, meiner Bewunderung und meiner Dankbarkeit für den unvergeßlichen Nachmittag Ausdruck geben zu können. —

"Namo Tassa Bhagavato
Arahato Sammā-Sam-Buddhassa!"

HOW I BECAME A BUDDHIST.

Ten years ago I was *A Roman Catholic.* Today I am *A Buddhist Monk*, an ardent Buddha-Putta, eagerly bent on establishing the Sangha in the West! One book — "*The Dhammapada*" — wrought the change. No man came to me. No man came to teach me Buddhism. One book — "*The Dhammapada*" — completely changed my life. Had I not read "*The Dhammapada*", I would today still be a Roman Catholic. Our Lord Buddha, in the form of "*The Dhammapada*", was the Supreme Missionary Who completely changed my life. Our Lord Buddha has entered the "An-upâdisesa Pari-Nibbâna", but His Glorious Dhamma still lives and works on.

Wie ich ein Buddhist wurde.

Vor zehn Jahren war ich römisch-katholisch. Heute bin ich ein buddhistischer Mönch, ein eifriger Buddha-Sohn, ernsthaft danach strebend, den Sangha im Westen zu errichten! Ein Buch — „das Dhammapada" vollzog diesen Wechsel. Niemand kam zu mir; niemand lehrte mich Buddhismus. Ein Buch „das Dhammapada" änderte vollständig mein Leben. Hätte ich nicht das Dhammapada gelesen, würde ich heute noch ein Katholik sein. Buddha in der Form des Dhammapada war der erhabene Missionar, der vollständig mein Leben änderte. Buddha ist in das „Pari-Nibbana" eingegangen, aber seine herrliche Lehre lebt und arbeitet weiter in mir.

Ich wurde in Italien geboren und in Amerika, New York erzogen. Ich studierte Künste und Wissenschaften, spezialisierte mich aber in der Chemie und erwarb darin das B. Sc.-Diplom. Meine wissenschaftlichen Kenntnisse begannen in Konflikt zu geraten mit meinem römisch-katholischen Glauben; und plötzlich erhielt die Wissenschaft die Oberhand und Katholizismus trat in den Hintergrund. Meine Religion wurde nach und nach „Die Religion der Wissenschaft", obgleich ich immer noch eine große Zuneigung für Jesus Christus und Franz von Assisi behielt. Eines Tages, als ich eifrig mit einer Analyse in einem chemischen

I was born in *Italy*, brought up and educated in America, New York. I studied the Arts and Sciences, but specialized in Chemistry, receiving the B. Sc. Degree in Chemistry. My knowledge of Science began to conflict with my old Roman Catholic views, and at once Science began to get the upper hand, and Roman Catholicism began to recede. My religion gradually became "The Religion of Science"; though I still retained a great love for Jesus Christ and St. Francis of Assisi.

One day in America, while busily engaged as analyst in the chemical laboratory of a great Industria Plant, *a fellow Chemist my friend placed into my hands a large Book containing among other things "The Dhammapada" and "A Life of Our Lord Buddha". My friend read the Book; he remained A Christian. I read The Book; I became A Buddhist.*

I had all along been seeking for A Scientific Religion. Here at last was what I wanted. Buddhism supplied

---

Laboratorium einer großen industriellen Pflanzung beschäftigt war, übergab mir mein Kollege und Freund ein dickes Buch, das u. a. das Dhammapada und das Leben des Buddha enthielt. Mein Freund las das Buch und blieb ein Katholik, ich las das Buch; ich wurde ein Buddhist.

Schon lange suchte ich nach einer wissenschaftlichen Religion. Hier endlich war, was ich suchte. Buddhismus half dem lange gefühlten Mangel ab. Ich wurde ein Buddhist, und gierig begann ich alle Bücher über Buddhismus zu lesen. Ich war wie ein Wüsten-Reisender verzehrt von Durst, der endlich einen kühlen Lotus-Weiher findet und gierig das erfrischende Wasser zu trinken beginnt zu seines Herzens Befriedigung.

Der Buddha löste all meine früheren verwirrenden Zweifel. Mein Denken wurde so gesättigt mit dem Buddha-Dhamma, daß mir die ganze Welt im Brand erschien. Mir war zu Mut, als wäre ich in einem brennenden Hause. „Alles brennt", sagt Buddha, „Das Auge brennt, das Ohr brennt" usw.

Ich glaubte den Worten des Erhabenen. So verzichtete ich auf die Welt, kam nach Indien und wurde in Birma ordiniert.

(Fortsetzung folgt.)

the long-felt want. I became A Buddhist, and greedily began to read all sorts of books on Buddhism. I was like a traveller on a desert, parched with thirst, who at last finds a cool lotus tank and greedily begins to drink the refreshing waters to his heart's content.

Our Lord Buddha resolved all my former perplexing doubts. My mind became so saturated with The Buddha-Dhamma, that I felt the whole world to be on fire. I felt as though I was in a burning house. "All is on fire!" said Our Lord, "the eye is on fire, the ear is on fire, the nose, tongue, touch, and Mind are on fire! On fire with what? On fire with Lust, Hatred, Delusion, Re-birth, Old Age, Disease, Death, Sorrow, Lamentation, Grief, Misery, Despair!"

I believed Our Lord Buddha's Words; so I renounced the world, came to India, and was ordained in Burma.

(To be continued.)

Auszug aus dem Artikel:

LA RÉALITÉ DU BOUDDHISME.

(DIE WIRKLICHKEIT DES BUDDHISMUS)

Der wichtigste, vielleicht der grundlegendste Punkt des Buddhismus ist ohne Zweifel das Leben. Es wird gesagt, daß er das Leben verachte und die endliche Vernichtung predige. . . . Nichts falscher als das, und das bestätigen, wäre vollständiges Mißverstehen dessen, was Buddhismus ist. Wenn es ein Verachten gibt, so ist es sicherlich gegen das Dasein (s'il y a mépris, c'est certainement envers l'existence), denn das Leben muß, obgleich es als eine schreckliche Krankheit angesehen wird, als durchaus notwendig ertragen werden, um endgültig aus demselben herauszukommen, um sich von dem Dasein zu befreien (pour se libérer de l'existence). Was das Problem der Vernichtung betrifft, so ist das

eine Luftspiegelung (mirage). Das Nirvana ist durchaus nicht das, sondern ganz einfach das Aufhören des Lebens, indem der Zweck (Sinn) des Lebens beendet ist, die Lebensbedingungen (motifs d'être) erschöpft sind....

Der Buddha selbst sagt: „Nichts entsteht ohne eine genügende Ursache." ...

Der Buddhismus lehrt die Wirklichkeit des Karma, d. h. der natürlichen Beziehung zwischen Grund und Folge, zwischen Ursache und Wirkung, und darin bestätigt sich die Freiheit eines jeden Individuums bis ins Unendliche. Frei in seiner Unterwerfung unter den eigenen Teil seines Karma und frei auch, sich davon loszumachen durch seine guten Werke und das rechte Denken. . . .

Der Buddhismus ist vor allem eine Wissenschaft. Er ist kein „credo", kein einfaches Glauben. Er ist vielmehr eine Methode des Lebens und der inneren Erfahrung. Daher ist er ein Zuchtmittel auf Grund zweier großer Mittel, Konzentration und Meditation. . . .

Die Geschichte des Buddhismus zeigt folgende Tatsache: Während mehr als 26 Jahrhunderten war er niemals die Ursache von Kriegen, von Tyrannei, von imperialistischen Eroberungen, von religiösen Verfolgungen, und nicht eine Träne ist in seinem Namen geflossen. . . .

Der Buddha verkündete die Lehre des „Anatta", daß es nicht ein Etwas gibt, das sich wiederverkörpert (le Bouddha énonça la théorie de l'anatta ou l'inexistance de quelque chose qui réincarne). . . .

Ein letztes Wort, der Buddhismus will kein bestehendes System ersetzen, er strebt nur danach, sie zu verbessern! (Un dernier mot le Bouddhisme ne prétend remplacer aucun système existant, il n'aspire qu'à les perfectionner.)

Swami Inanakanda (Prof. Dr. O. L.)

BUDDHISTISCHER WELTKONGRESS.

Für das Jahr 1933 ist ein großer Buddhistischer Weltkongreß geplant.

Das Ziel des Kongresses besteht darin, den besten Weg zur Verbreitung des Buddha-Dhamma überall zu finden. Wir fordern die Buddhisten der ganzen Welt zur Mitarbeitung auf. Alle, die nicht in der Lage sind, an dem geplanten Kongreß persönlich teilzunehmen, werden um schriftliche Beiträge, Aufsätze und Vorschläge gebeten.

Es ist jetzt nicht Zeit zur Müßigkeit und zum Zögern; viel Zeit ist unproduktiv verstrichen, jeder kann unsere Arbeit unterstützen, der ein wahrer Buddhist und guten Willens ist.

Wir erwarten die zustimmende Antwort aller Buddhisten und derer, die mit dem „Dhamma" sympathisieren.

Die Einrichtung von Viharas und Tempeln genügt nicht, um Front gegen das materialistische Zeitalter zu machen und der Welt den Wert des Buddhismus zu beweisen. Wir beginnen die Arbeit allein, möge sie mit allseitiger Unterstützung erfolgreich verlaufen.

Ven. Anagarika Lhasshekankrakrya (Prof. Dr. O. L.)
Aung Maung Präsident.

Alle Anfragen sind zu richten an das Buddhistische Haus (Dr. Paul Dahlke), „Kongreß". Berlin-Frohnau.

Auszug aus

DAS SELBST NUR IST DES SELBSTES HERR.

(Self is the Lord of Self.)

By Ven. Bikkhu Ananda Kausalyayana.

Wir haben oft gehört, daß der Mensch der Herr seines Geschickes ist und darin liegt eine große Wahrheit.

Zahlreiche Beispiele können angeführt werden aus der Geschichte verschiedener Länder, daß der Mensch durch ein gewisses Maß von Willen und festem Entschluß seine Lage beliebig ändern kann (can change his circumstances in any way he likes).

In den „Fragen des Milinda“ lesen wir wie König Milinda den älteren Nagasena fragt: „Ehrwürdiger Herr, welches ist der Grund dafür, daß nicht alle Menschen gleich sind; manche sind langlebig, manche kurzen Lebens, manche kränklich, manche gesund, manche schön, manche häßlich?“ Nagasena antwortete: „Warum sind nicht alle Bäume gleich, sondern einige sind bitter, einige sind scharf und andere süß?“ Der König sagte: „Vermutlich weil ihre Saat verschieden ist.“ „Nagasena antwortete: „In genau derselben Weise, Eure Majestät, ist eine Verschiedenheit, in der Menschen Kamma oder Wirken, so daß sie nicht alle gleich sein können“.

Das ist in kurzen Worten der Buddhisfische Standpunkt.

Das Denken ist der Vorläufer von dem, was wir sprechen oder tun, und wir sind nichts anderes als das Produkt unserer Gedanken und Taten im früheren Leben oder im gegenwärtigen.

Wir sind das, wozu wir uns selbst gemacht haben, und niemand anders als wir selbst ist verantwortlich dafür, was wir waren, was wir sind und was wir sein werden.

Der Weise wird also finden, daß sein Leben gemäß seinem Wissen und Wandel zu einem friedvollen und glücklichen gestaltet werden kann, und er hat dann einen festen Grund gewonnen, von dem ihn niemand wieder entfernen kann.

BUDDHISTISCHE GRUNDLEHREN

(Ven. Bikkhu Rahula Sankrityayana.)

1. Die Gott-Idee (a) eines obersten Herrn steht im Gegensatz zu der Lehre, daß der Mensch sein eigener Herr ist, und (b) die Annahme einer ersten Ursache verstößt gegen das allgemeine Gesetz von Grund und Folge. Für das Entstehen und Vergehen der Welt genügt das der Natur innewohnende Gesetz.

2. Eine Autorität, die über unserer Vernunft und Erfahrung steht, gibt es nicht; denn Büchern und Traditionen sich sklavisch unterzuordnen, ist schädlich für die Entwicklung des menschlichen Denkens.

3. Es gibt keine unsterbliche Seele; in diesem Falle bestände ja nicht die Möglichkeit zur Reinigung und Vervollkommnung einer solchen unveränderlichen (feststehenden) Substanz.

4. Leben ist ein immer wechselnder, durch die Zeit fließender Bewußtseinsstrom (stream of consciousness) in Vergangenheit und Zukunft über diesen Körper hinaus sich erstreckend; sonst würde das Leben eine Zufälligkeit werden und nicht etwas, das auf dem Gesetz von Grund und Folge basiert; weil gewisse geistige Fähigkeiten nicht als etwas Ererbtes oder als Einwirkung der Umgebung oder persönlicher Anstrengung angesehen werden können.

5. Unwissenheit ist die Ursache des Leidens sowohl für den einzelnen als auch für die Gesamtheit.

BERICHT

Die Brockensammlung ist dieses Mal etwas verspätet herausgekommen, da erstens einige Manuskripte recht schwer entzifferbar waren und wir auch vor Drucklegung sowohl noch Nachrichten vom Ausland als auch

zur Vervollständigung des Inhalts einige Beiträge von „Freunden des Hauses“ erwarteten.

Mit Bezug auf unseren Aufruf in der Brockensammlung 1931 möchten wir nun einiges bemerken.

Es sind uns als Antwort darauf eine Anzahl sehr freundlicher und von Bereitwilligkeit zeugender Briefe zugegangen, die bei Gelegenheit von großem Nutzen für uns sein werden. Auch hatten wir uns entschlossen, im vergangenen Sommer Neumond-Uposatha-Feiern zu halten, um durch diese Veranstaltungen und Zusammenkünfte dem Hause weitere Freunde zu erwerben.

Die Feiern, deren Leitung Herr Dr. Bruno freundlichst übernommen hatte, waren immer stark besucht und sind sehr schön und stimmungsvoll verlaufen. Auch haben wir Geschwister uns bemüht, den Festen noch ein besonderes feierliches Gepräge zu geben, indem wir im Andenken an unseren Bruder und sozusagen für ihn den Saal mit Kunstgegenständen, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte, schmückten. Im Winter werden nun diese Feiern am Vollmondtage, wo dann auch die Vollmond-Szenerie der Buddhistischen Anlage außerordentlich eindrucksvoll ist, im Kreise der „Freunde des Buddhistischen Hauses“ in den Räumen des Hauses selbst, fortgesetzt werden.

Es hat sich im Laufe des Sommers ein bestimmter Kreis gebildet, und wird nun dieser zusammengeschlossen durch gegebene Eintragung in die Listen in einen „Zusammenschluß der Freunde des Buddhistischen Hauses“ (Dr. Paul Dahlke).

Wir bitten die Brockensammlungsbezieher auch freundlichst, das beigefügte Blatt unterzeichnet an uns zurücksenden zu wollen und eventuelle Bemerkungen nach ihrem Ermessen in dasselbe einzutragen.

So ist wieder ein Jahr in schwerer Aufgabe, unseres Bruders Werk dem Buddhismus zu erhalten, vergangen,

und hoffen wir, daß bald eine günstige Wendung eintreten wird.

Berlin-Frohnau Geschwister Dahlke.
Buddhistisches Haus.

Zur Zeit weilt der buddhistische Mönch Ven. Rahula Sankrityayana aus Benares als Gast im Buddhistischen Hause. Er traf zum Dezember-Vollmondtage hier ein, und durch seine Anwesenheit und sein Mitwirken wurde das Fest sehr verschönt.

BÜCHERBESPRECHUNGEN U. A.

Hermann Rudolph: Die Verbrüderung des deutschen Volkes. Theosoph. Kultur-Verlag Leipzig, 1932, kart. RM. —.80.

Der Verfasser verkündet (anschaulich) den Beginn des neuen Zeitalters der allgemeinen Bruderschaft auf der Grundlage gegenseitiger Toleranz. Das deutsche Volk wird seinen Hader überwinden und nach dieser Einigung den Aufstieg der Menschheit leiten. „Das neue Deutschland wird keine Not kennen."

Möge der Verfasser recht behalten; wir teilen seinen Optimismus nicht. — Leben ist Leiden, das alles vergänglich ist, und dieses Gesetz wird auch im „lichten Zeitalter" gelten. Ziel des Buddhisten ist, sich von jedem Haften, am Diesseits wie auch am Jenseits zu lösen.

Litterae Orientales vom Oktober 1932, Otto Harrassowitz Verlag, Leipzig, bringen u. a. einen interessanten Bericht von Dr. St. Przeworski über die archäologischen Forschungen im vorgriechischen Kleinasien seit 1922. Durch Entzifferung der hethitischen Sprache im Jahre 1915 und die darauffolgende Durcharbeitung des reichen Textmaterials wurde die Bezeichnung Hethiter auf die indogermanischen Beherrscher des zentralen kleinasiatischen Hochplateaus beschränkt, die in der Zeit von 1950 bis 1190 v. Chr. dort lebten. Für die ältere einheimische Bevölkerung wurde der Name Protohattier geprägt. Trotz wertvoller Kleinerfolge sind die Arbeiten ohne einschneidende Bedeutung geblieben. Andrerseits hat sich das Blickfeld doch so erweitert, und das Interesse an der vorgriechischen Archäologie Kleinasiens ist so gestiegen, daß sie zu einer selbständigen Disziplin geworden ist mit einem eigenen periodischen Organ, der „Revue Hittite et Asianique". — Anschließend folgt eine Zusammenstellung über wichtige einschlägige Literatur. —

Establishing The Sangha in The West. By an Italian Buddhist Monk.

The Finest Religion in the World. By an Italian Buddhist Monk.

The Buddhist Annual of Ceylon. Vol. IV. No. 2. Herausgeber S. W. Wijayatilake.

Das Heft enthält wieder sehr interessante Artikel und Abbildungen, u. a. auch eine Anzahl Ansichten von dem Buddhistischen Hause, Frohnau.

The Maha-Bodhi. Herausgegeben von der Maha-Bodhi Society, Calcutta.

The British Buddhist, Herausgegeben von the British Maha-Bodhi Society, London.

Der Buddhaweg und wir Buddhisten. Herausgegeben von Martin Steinke, Berlin-Charlottenburg.

L'aube. Herausgegeben von Société nouvelle d'application philosophique, Lyon-Terreaux.

Obige Zeitschriften können von „Freunden des Hauses" bei uns im Verlage eingesehen werden.

Aus Briefen von „Freunden des Hauses".

Ich bin wieder im Auslande und zwar auf dem Wege nach Rangoon. Ich hätte Ihnen gern noch für Ihre freundliche Vermittlung zwischen Herrn G. und mir persönlich gedankt. Der kurze Besuch Herrn G.s hat mir gezeigt, daß mir ein öfterer Gedankenaustausch fehlt. Durch das viele Alleinsein wird das Denken schwer und leider oft auch abwegig. S. g. Fr. D. ich freue mich auf einen Feiertag in der Shwe Dagon in Rangoon.

Fr. Sch.

Von dem Fenster meiner Kammer hier auf dem Schiff sehe ich den leuchtenden Dagon auf dem Hügel über der Stadt. Ein schönes Symbol der Lehre der glänzende fleckenlose Dagon über der scheckigen Stadt. Der Sakya-Muni hoch und unberührt von dem Treiben der Welt! Der Anblick des Shwe Dagon mit seinen ruhigen adligen Formen hat etwas Beruhigendes, Beglückendes. Man kann gar nicht glauben, daß sich Menschen diesem Einfluß entziehen, ja ihn nicht spüren können. Abend für Abend weile ich auf der Plattform, die das stolze Bauwerk umgibt. Es ist ein unbeschreiblicher Einfluß, der besonders an den friedvollen und stillen Abenden auf die in seinem Schatten Wandelnden ausstrahlt. Leise klingen die 100 m hoch hängenden Windglocken. Rotgolden leuchten die Tausende kleiner Kokoslampen, die den Fuß der Pagode umsäumen, es ist die Schönheit des Platzes nicht in Worten zu schildern! Wohl dem, der lange dort weilen kann.

Ihr der Lehre erg. Fr. Sch.

Gerade in letzter Zeit habe ich immer wieder an die schönen Ferientage, die ich auf Sylt verleben durfte, denken müssen. Die dort gefundene Ruhe und rechte Beschäftigung mit den Werken Ihres Bruders hat mir gut getan. Ist man erst wieder im gewohnten Alltagsleben, im Großstadtjagen, kommt ein Straucheln und Abweichen von dem als richtig erkannten Weg nur zu leicht; aber es sind nicht Zweifel, sondern Schwäche, es gilt dann weiteren Kampf gegen die Triebe; denn ein bloßes Wissen der Lehre ist

ja zwecklos, wenn kein entsprechendes Leben folgt, kein Zwang zum Lassen.

Herzlich möchte ich Ihnen noch dafür danken, daß Sie mich mit Herrn Sch. zusammengeführt haben . . . . H. G.

Wenn ein Deutscher hier als Mönch leben will, so kann ich ihm folgendes raten. Er muß vor allem Geld haben; für 500—1000 Rs. kann er sich ein kleines Grundstück mit Garten und Hütte im Gebirge kaufen. Ferner hätte er alle notwendigen Bücher mitzubringen. Englische Sprache ist vorteilhaft, aber nicht absolut notwendig. Ferner sollte er jeden Monat 10—30 Rs. für das erste und zweite Jahr erhalten. Ferner muß er im Falle, daß es ihm hier nicht zusagt, das Geld für Rückreise immer bereit halten oder beim Deutschen Konsulat hinterlegen.

Es gibt hier einige einheimische Mönche mit gelbem Gewand, die keine Ordination durchgegangen sind und nur bestrebt sind die 10 Sila zu halten. Pacceka Bikkhu bedeutet, daß ich keinem persönlichen Lehrer Folge leiste und mein Dhammo-Studium als Selbststudium aus Übersetzungen in das Sutta-Pitaka in meiner Muttersprache betreibe.

Ich wohne seit zwei Tagen hier auf einem Hügel im Gebirge, von Kandy einige Meilen entfernt. Mein einziger Genosse hier in meiner Hütte ist eine große ungefährliche (ungiftige) Schlange, die eben gerade, wie jeden Tag aus dem Felde zurückkehrte und vor meinem Tisch unter das Strohdach kriecht, um dort die nächtliche Mäusejagd fortzusetzen. Vor 2 Tagen bin ich von einer zweimonatlichen Wanderung teils zu Fuß, teils per Omnibus mit der Almosenschale auf dem Rücken hier auf meinem alten Platz angekommen. Ich werde hier für 2 bis 3 Monate wohnen und dann wieder auf der Straße auf und ab wandern. Um 10 Uhr gehe ich ins Dorf hinunter pindapato. Manchmal gebe ich abends eine halbe oder eine Stunde Vorträge in Englisch über den Dhamma an ca. 25 Laienanhänger, die mich hier herum unterstützen. Am Tage stört mich niemand. Pacceka Bikkhu.

Ich freute mich sehr, wieder von Ihnen zu hören. Nach Berlin komme ich wohl nicht so bald. Es ist dort ja auch alles so unerfreulich; auch im Buddhismus. An die Stelle der großen bisherigen Vertreter treten nirgends gleich große Nachfolger, und an die Stelle großer Gedanken tritt Streit um Tipfelchen auf das i. Als ob der Buddhaweg eine Rechthaberei wäre! Ich freue mich, daß Sie sich aus dem Streit herausgehalten haben. F. S.

Ich sage Ihnen vielen Dank für Ihre frdl. Zeilen und die mitgesandten Bilder, die eine, wenn auch kurze, so doch schöne Erinnerung wieder wachriefen. Ich hoffe wiederkommen zu können, und dann wird es sich sicher ermöglichen lassen, den ersten Eindruck noch zu vertiefen und ganz im Sinne jenes Mannes zu formen, dem ich soviel verdanke.

Die neue Brockensammlung (1931) hat mir sehr gut gefallen, und ich freue mich aufrichtig, daß Ihnen auch eine Fortsetzung noch möglich ist. — Der Aufruf am Schluß fällt freilich in eine sehr ungünstige Zeit; aber so wollen wir hoffen, daß sich im Laufe

der nächsten Jahre alle zusammenfinden, die das Werk Dr. Dahlkes erhalten wissen wollen. Es freut mich besonders, daß Herr Schloß den Aufruf mitunterzeichnete. J. B.

Von unserem Kreis, der sich besonders eng um das Lebenswerk Ihres Herrn Bruders schart, kann ich wenig Neues berichten. Herr Schl. war wieder einige Male hier. Aber sonst wird der Kreis eher kleiner als größer.

Ich möchte noch fragen, ob wir wieder mit einer Brockensammlung rechnen dürfen? Ich rechne ganz bestimmt darauf und freue mich mit meinen Freunden, wieder Neues von unserem unvergeßlichen Führer zu hören. J. B.

Since long we have been hearing about „Das Buddhistische Haus" and when we came back from . . . it was very gratifying to hear from you. We would like to know more about the activities at „Das Buddhistische Haus", and more often. You need not write in English, I would like to hear from you in German itself. I have taken up German, for I am very anxious to read Dr. Dahlke in the Original. Yours in the Dhamma

B. A. K.

Ich erlaube mir hiermit zum Aufruf im letzten Heft der Brokkensammlung (1931) Stellung zu nehmen.

Selbstredend bin ich sehr gerne bereit einem Zusammenschlusse der Freunde des buddhistischen Hauses mich anzuschließen, da mir nichts teuerer ist in meinem Denken, als die unvergeßliche Erinnerung an den geistigen Riesen und wahren Wohltäter aller seiner Leser: Dr. Paul Dahlke! Was er mir gegeben hat, kann nicht in üblicher Weise abgeschätzt werden, und die Welt wird erst einmal viel später die Fähigkeit gewinnen, seine Arbeit und sein Geschenk der Menschheit entsprechend zu bewerten. Ich nehme auch auf mich die Pflicht, den auf mich entfallenden Beitrag zu leisten, solange ich mit Rücksicht auf die allgemeinen katastrophalen Wirtschaftsverhältnisse dies werde tun können und erwarte Ihre meine Person betreffende Besteuerung. Auf diese Art und Weise werde ich einen winzigen Bruchteil meiner Schuld abzahlen und gleichzeitig einer guten Sache im Sinne meines Lehrers Dr. Dahlke dienen. Dr. L. P.

Your western people are imparting knowledge of science to our people and it is in my mind to convey the spiritual teachings of our Buddhist religion to the western side of the Globe — a work which was taken up so sincerely and seriously by your brother and which I wish to carry out . . . . . . O. B.

Anliegend übersende ich Ihnen meine Erklärung bezüglich der Teilnahme am „Zusammenschluß der Freunde des Buddha-Hauses". Ihre Mitteilungen über die Aussichten für das Werk Dr. Dahlkes interessieren mich sehr, und ich glaube fest, daß es doch noch gelingen wird, dafür geeignete Menschen und Mittel zu finden. Das Beste wäre wohl, wenn ein indischer Bikkhu die Führung übernehmen könnte. Falls ein Kongreß zustandekommen sollte, wäre ich sehr interessiert, Zeit und Ort zu erfahren.

W. v. M.

SCHRIFTEN DR. DAHLKES

Sutta Pitaka (das Buch der Buddhistischen Urschriften).

		antiquar. Preis		
Band I:	**Dhammapada** (Pfad der Lehre).	brosch.	RM.	1.—
		Leinen geb.	„	2.50
Band II:	**Dighā Nikaya** (Lange Sammlung).	brosch.	„	1.50
		Leinen geb.	„	4.50
Band III:	**Majjhima Nikaya** (Mittlere Sammlung) erste Lese.	brosch.	„	1.50
		halbl. geb.	„	2.—
		Leinen geb.	„	3.—

Das Buch Pubbenivasa
Vier buddhistische Wiedergeburtgeschichten belehrend und unterhaltend
antiquar. Preis brosch. RM. 1.—, Halbl. geb. RM. 1.50

Neu-Buddhistischer Katechismus. RM. —.50

Was ist Buddhismus und was will er? RM. 1.—

Welt und Ich. Studien zu einer Wirklichkeitslehre auf buddhistischer Grundlage RM. 1.—

Der Dhamma. Zur Physiologie des Buddhismus RM. —.90

Über den Pali Kanon RM. —.50

Staat und Kirche RM. —.50

Wie muß die neue Religion aussehen? RM. —.30

Buddhismus und religiöser Wiederaufbau. RM. —.20

Neu-Buddhistische Zeitschrift
Jahrgänge 1918—22. Jahrgang = 4 Hefte RM. 1.20